

# Constantin von Schüzler zu seinem hundersten Geburtstag 7. Mai 1827

Autor(en): **Häfele, Gallus M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Divus Thomas**

Band (Jahr): **5 (1927)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-762493>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Constantin von Schüzler.

## Zu seinem hundertsten Geburtstag

7. Mai 1827.

Von Dr. P. Gallus M. HÄFELE O. P.

---

Die Jubiläumsfeiern der Erzdiözese Freiburg und der Universität Tübingen haben nebenbei die Aufmerksamkeit auch auf einen Mann gelenkt, dem die Geschichte der Theologie in Deutschland, wenn sie anders objektiv sein will, einen der hervorragendsten Plätze in der Reihe jener anweisen muß, die im vergangenen Jahrhundert die Gottesgelehrtheit mit echter Wissenschaftlichkeit und korrekt kirchlichem Sinn gepflegt haben, ja, dem der Geschichtsschreiber der thomistischen Schule, wenigstens für Deutschland, geradezu bahnbrechende und epochemachende Bedeutung zuerkennen kann. Vielleicht ist es jetzt, nachdem beinahe 50 Jahre über sein Grab hinweggegangen, möglich, ihn gerechter zu beurteilen als unmittelbar nach seinem Tode. Hatte sich doch gerade an seine Person die ganze Reaktion gegen die von ihm eingeleitete und durch die päpstliche Enzyklika «Aeterni Patris» sieggekrönte thomistische Bewegung geknüpft. Wenn selbst dieses Dokument des Apostolischen Stuhles auch katholischerseits vielfach teilnahmslos aufgenommen oder mit Bewußtsein und Berechnung in so abschwächender Weise interpretiert wurde, daß es seine ganze Spitze verlor, was Wunder, wenn man noch weniger demjenigen objektive Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte, der mehr als 20 Jahre im Sinne jenes Dokumentes gestritten und gelitten? Nun aber, nachdem die Enzyklika über die «Erneuerung der christlichen Philosophie im Geiste des Englischen Lehrers» bereits die herrlichsten Früchte gezeitigt, wird man auch an der Richtigkeit des Schüzler'schen Standpunktes nicht mehr zweifeln können. Darum möchten wir ihn gelegentlich seines 100. Geburtstages gerade als Vorkämpfer für die Lehre des hl. Thomas oder, um einen seiner eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, als «*Ehrenretter des Thomismus*» vorführen.

Dies war der Boden, auf dem er vom Beginne seiner literarischen Tätigkeit bis zu deren Abschluß unentwegt gestanden, dies das Ziel, das er in allen Wechselfällen seines unruhigen, sturmbewegten Lebens sich stets vor Augen gehalten.

## I. Entwicklungsgang.

Johann Lorenz Constantin von Schüzler war am 7. Mai 1827 aus einer hochangesehenen protestantischen Patrizierfamilie in *Augsburg* geboren. Mehrere seiner Ahnen hatten sich vor Zeiten durch treue Ergebenheit gegen die katholische Mutterkirche besonders hervorgetan und sich namentlich im Kampfe gegen die Husiten unvergängliche Lorbeeren geholt. Sein Großvater, Lorenz von Schüzler, hatte sich durch große Wohltätigkeit gegen Arme und Leidende ausgezeichnet, und es lag später nahe, darauf hinzuweisen, daß gerade er dadurch seinen Kindeskindern die Gnade der Rückkehr zum wahren Glauben verdient habe. Von seinen Familienangehörigen stand Constantin seine um ein Jahr jüngere, als Schriftstellerin bekannte Schwester Olga, nachmalige Freifrau von Leonrod (gest. 25. Nov. 1901), bis an sein Lebensende besonders nahe. Eine geistig hochbegabte, überaus zartfühlende Frau, war sie von Jugend an sozusagen die einzige Vertraute aller seiner Pläne und Entschlüsse, seiner wissenschaftlichen Arbeiten und Kämpfe, seiner Leiden und Enttäuschungen. Die ungemein reiche Korrespondenz, die die beiden Geschwister miteinander führten, wirft auf manche Rätsel in Schüzler's Gelehrtenleben volles Licht.<sup>1</sup>

Schon in seiner Jugend zeigte er außergewöhnliche geistige Anlagen. Leider hielt mit der Ausbildung derselben die Schulung und Erziehung des Charakters, die fast ausschließlich in den Händen eines jungen protestantischen Theologen als Hofmeisters lag, nicht gleichen Schritt. Dieser hielt es nämlich für das klügste, dem jungen Herrn Baron in allem seinen eigenen Willen zu lassen. So lernte dieser nicht, sich nach andern zu richten, sich zu fügen, Widerspruch zu ertragen. Dieser Mangel ist Zeit seines Lebens mehr oder weniger an ihm haften geblieben, so sehr er auch später mit den Mitteln strengster Aszese ihn auszubessern sich bemühte. Dazu kam, daß er infolge seines

<sup>1</sup> Wir benützen im folgenden, soweit wir nicht ausdrücklich auf andere Quellen hinweisen, diese Korrespondenz.

sanguinischen Temperamentes oft unter dem Einflusse der ersten Eindrücke handelte, ja sich von ihnen fortreißen ließ, was manche bittere Enttäuschungen in sein Leben brachte. — Vom Jahre 1837 bis 1844 besuchte er das protestantische Gymnasium bei St. Anna in seiner Vaterstadt, an dessen Spitze damals der als Philologe hochgeschätzte Schulrat Dr. G. C. Mezger stand. Während allen Gymnasialjahren stand Schüzler im Deutschen immer an erster Stelle, und er zeigte bald eine besondere Vorliebe für die Dichtkunst.

In dieser Zeit — etwa im Jahre 1843 — regte sich in seinem für alles Religiöse von Kindheit an so empfänglichen Herzen der Gedanke, katholischer Ordenspriester, und zwar Kapuziner zu werden. Jahrelang kämpfte er gegen diesen Ruf der Gnade, wie er in einem Briefe vom 17. Juli 1851 (d. h. neun Monate nach seiner Konversion) an seinen Vater es schildert. «Was waren die Mittel, die ich dagegen anwandte? Im Anfang die Vergnügungslust, namentlich meine große Vorliebe für Pferde — dies konnte nicht lange währen. Da sann ich nach einem andern Mittel und fand es in meinem zur Poesie geneigten Wesen — dieses Mittel, anstatt mich von dem fürchterlichen Gedanken zu entfernen, näherte mich ihm immer mehr.»

«Da kam ich (im Herbst 1844) nach *Erlangen* und glaubte anfangs ein Mittel gefunden zu haben in dem philosophischen Stolz.» Neben dem Rechtsstudium befaßte er sich nämlich vor allem mit Philosophie. Besonders übte Em. Aug. von Schaden<sup>1</sup>, ein Mann von reichen Kenntnissen und glänzendem Vortrag, einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Vielfach der theosophischen Richtung Baaders sich nähernd, bekämpfte er den Hegel'schen Pantheismus. «Doch die Philosophie zeigte sich mir bald in ihrer Leerheit. Da griff ich nach der lutherischen Orthodoxie. — Diese ekelte mich bald an in ihrem Widerspruch mit sich selbst. — Da kam ich nach *München* (Herbst 1845), um die Rechte weiter zu studieren und lernte etwas mir Neues kennen, den Staat. Da, dachte ich mir, ist das Mittel gefunden, und der Staat war mein Gott, ihm gehörte alle meine Tatkraft. Aber je mehr ich nach den Quellen forschte, aus denen er den ersten Grundstein für das große Gebäude hergenommen habe, desto näher wurde ich dem gerückt, was ich fliehen wollte, der katholischen Kirche. Doch neben dem abstrakten Staat zeigte sich

<sup>1</sup> T. K. *Österreich*, Friedrich Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie IV, 237 f.

mir der konkrete, die menschliche Gesellschaft, und mit ihr die zwei Grundpfeiler, von denen sie getragen wird : Egoismus und Sinnlichkeit. Der erste war keine Gefahr für mich, denn er erschien mir in einem ungefährlichen Gewande, in dem rosigen Kleid des Ruhmes, dessen Gipfelpunkt mir in dem Gegensatz des Egoismus zu liegen schien, in der heldenmütigen Aufopferung seines Ichs für eine Idee und daher eigentlich in der Form, in der er mich fesselte, sein eigenes Wesen negierte. Aber etwas anderes war das zweite, dies war mir etwas ganz Unbekanntes, durchaus Neues, das mich mit unwiderstehlichen Fesseln an die Welt zu binden schien und mir alles im rosigsten Lichte zeigte, ein Paradies auf Erden. Aber all diese Vorspiegelungen, trotz der Verlockungen guter Freunde, die ihr möglichstes taten, diese Reize zu steigern, trotz der Aufgeregtheit, in die ich mich mit Fleiß durch Lektüre und poetische Arbeiten und Theater und durch alles mögliche stürzte : alles dieses war doch nicht imstande, von gewissen Grundsätzen einer mir eingepflichten Sittlichkeit durch die Tat mich abzulenken. Immer fand ich irgend etwas, was mich von der Tat mit Gewalt zurückriß, und wenn ich dem Etwas ins Gesicht sah, so war es Gott, und wenn ich ihn näher ansah, so war es die katholische Kirche. Es ist merkwürdig, wenn ich zurückdenke, wie ich schon damals, ohne jemals etwas davon gehört zu haben, gewisse äußere Übungen vornahm, die in der katholischen Kirche traditionell sind. So oft ich mich an den Herrn wandte, zeigte er mir direkt die katholische Kirche. Aus Furcht und Feigheit wandte ich mich daher selten an ihn. — Da ging ich nach *Heidelberg* (Herbst 1847) und hier gefiel es dem Herrn, die Hand von mir zurückzuziehen, die mich bisher auf der Bahn der äußeren Sittlichkeit wenigstens gehalten hatte. Ich tat nur einen Schritt — und da war es geschehen : ich war ein anderer Mensch geworden, ich sah alles an wie die übrigen Menschen, ich hatte Freude am Leben, gab Geld aus, schwärmte für den Staat usw., kurz, ich hatte das Mittel gefunden, die Gedanken, die mir immer das schreckliche Bild vorhielten, zu verscheuchen. In solcher Gesinnung trat ich (März 1848) zum Militär (als Junker im ersten Kürassier-Regiment Prinz Karl), aus Ruhmsucht und aus Tatenlust. Ich war sehr glücklich, das Mittel war gefunden, das mir den bösen Traum verscheuchte — es war die Sinnlichkeit. Da — es war inzwischen im September 1848 die Versetzung nach Augsburg als Leutnant im 4. Chevaulégers-Regiment erfolgt — wandte sich im Dezember 1849 des Herrn Gnade noch einmal an mich, deutlicher als je, aber mit

dem Zusatz: Jetzt ist es das letzte Mal. Ich verstand dieses Wort und erbebte. Ich fragte: Aber wie? Da sagte mir mein Inneres: Dafür hast du nicht zu sorgen. Du hast nur anzufangen, dann geht es, aber morgen schon! — «Es war an einem Samstag abend, ich befand mich zu Augsburg auf der Militär-Reitschule; da kommt mir der merkwürdige Einfall, in die kleine Kapuzinerkirche St. Sebastian zu gehen. Ich tue es und bald darauf trete ich, ohne weitere Vorbereitung, als Protestant und in Chevaulégers-Uniform, in einen Beichtstuhl und setzte da, so gut ich es vermochte, meine Angelegenheit auseinander. Der Pater, den ich antraf und späterhin besuchte, gab mir den Rat, den Abschied vom Militär zu nehmen. Da dachte ich mir: So will ich denn anfangen! Und ungesäumt ging ich in Dein (des Vaters) Zimmer, Dir diese Eröffnung zu machen. Ich glaubte, Du würdest sie zurückweisen, aber Du gingst darauf ein, Du mußttest, Du warst in des Herrn Hand, der mir sagte, daß, wenn ich ihm folgen würde, alles gut gehen sollte.» — So weit Schüzler selber über seinen Studiengang und den Anfang seiner Konversion.

Um einen Vorwand zum Verlassen der Armee zu haben, nahm er eine Anstellung als Rechtspraktikant beim königlichen Landgerichte in *Traunstein* und arbeitete inzwischen an seiner juristischen Doktor-dissertation, auf Grund deren er am 25. Juli 1850 zum Doktor Juris utriusque in Erlangen promoviert wurde. Doch der Vater erwartete, daß er vor allem durch ein glänzendes Staatsexamen sich vorbereite, eine Rolle in der Welt zu spielen und das Vermögen der Familie zu erhalten; er warf ihm vor, daß er unbeständig sei, daß er, obwohl bald 24 Jahre alt, dennoch nicht wisse, was er wolle. «Sei außer allen Sorgen», antwortete ihm Constantin darauf, «mache Dir keine unnötigen. Ich habe Dir noch nie Schande gemacht und werde Dir auch keine machen; aber ich lasse mir keine Überzeugung aufzwingen, die meinem Innersten widersteht. Mich treibt etwas, und ich weiß wohin. Möglich, daß ich noch eine Frage an den Himmel stelle, ob ich nur meiner Phantasie oder einem höheren Berufe folge — die letzte, entscheidende Frage — und zwar unter dänischem Kugelregen (er wollte als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein ziehen). Dabei ist gar keine Gefahr und nichts zu fürchten; denn ich bin jeden Augenblick bereit, aus der Welt zu scheiden, meine Rechnung ist zu jeder Minute abgeschlossen.» Doch indessen hatte er in dem Kapuziner P. Michael, nachmaligen Provinzial, einen gotterleuchteten Führer gefunden, der ihm den Rat erteilte, nach Rom zu reisen und in einem Hause der

Gesellschaft Jesu sich vollständig im katholischen Glauben unterrichten zu lassen, bevor er zur Kirche übertrete, und dann erst einen endgültigen Entschluß in bezug auf seinen Lebensberuf zu fassen. Da jedoch zur Zeit einer Romreise unüberwindliche Hindernisse im Wege standen, wandte er sich nach *Brüssel*, wo er am 10. Oktober 1850 im Collège St. Michel, unter Leitung des späteren Jesuitengenerals P. Beckx, in die katholische Kirche aufgenommen wurde. Unmittelbar vorher hatte er auch seiner Familie das Geheimnis eröffnet, das er seit mehr als 7. Jahren im Herzen getragen und das er niemandem anvertrauen wollte, weil er selber, bis vor 10 Monaten, nicht daran zu glauben gewagt hatte. «Ich werde nicht katholisch — ich bin es schon seit langem. Mein ganzes Wesen, jede Ader an mir ist katholisch. .... Ich bin katholisch geboren, katholisch durch und durch. Es bedurfte nur eines Winkes von Gott, um mich zu diesem Bewußtsein zu bringen. Nun verlangt aber Gott, daß ich es auch äußerlich bekenne und dahin gehe, wohin er in wunderbarer Fügung mich gewiesen.»

Von Brüssel begab sich Schüzler nach *Rom*, wo er am Collegium Romanum mit dem Studium der Theologie begann. Namentlich die Dogmatik zog ihn an und besonders Passaglia, der damals als «eine Art Kirchenvater» gefeiert wurde, übte einen hinreißenden Eindruck auf ihn aus. Inzwischen boten seine Eltern, die in ihm ein Opfer der Jesuiten vermuteten, alles auf, um ihn von seinem Vorhaben, katholischer Priester zu werden oder gar, was sie befürchteten, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, abwendig zu machen. Die Korrespondenz aus jener Zeit legt Zeugnis ab von den herzerreißenden Kämpfen, die sich beiderseits abspielten. Constantin blieb standhaft; nur darin gab er dem Drängen seines Vaters nach, daß er sich, wenn auch nach langem Widerstreben, entschloß, Rom Ende Juni 1851 zu verlassen und seine Studien im Norden fortzusetzen. Eine Zeitlang dachte er daran, nach Tübingen zu ziehen, wo Joh. von Kuhn schon damals als einer der hervorragendsten Theologen galt. Doch Bedenken bezüglich des kirchlichen Charakters der Theologie an den deutschen Universitäten und die Besorgnis, seiner Familie durch den Aufenthalt in Deutschland Unannehmlichkeiten zu bereiten, veranlaßten ihn, sich für Löwen zu entscheiden, das durch streng katholischen Charakter und wissenschaftliche Zelebritäten ausgezeichnet war. In Löwen angekommen, besprach er sich mit P. Beckx, dem damaligen Rektor des Jesuitenkollegiums, über seinen alten Wunsch, in einen Orden einzutreten. Dieser begünstigte ihn und glaubte, Schüzler sei für die

Gesellschaft Jesu berufen. Und so trat er denn Ende September 1851 in das Noviziat zu *Tronchiennes* bei Gent ein, um dann nach zwei Jahren in *Löwen* die theologischen Studien wieder aufzunehmen.

Und er widmete sich ihnen mit dem ganzen Eifer seiner Feuerseele. « Ich habe alles, was ich früher in der Welt vergeblich suchte: die ausschließliche Beschäftigung mit denjenigen Studien, welche insoweit alle übrigen Wissenschaften an Würde übertreffen, als der Himmel besser ist als diese schmutzige Erde. » « Je mehr ich mit der theologischen Wissenschaft bekannt werde, desto mehr wundert es mich, daß sich ihr verhältnismäßig so wenige Kräfte widmen, und meistens so schwache. Es bleibt dies unerklärlich, wenn man außer acht läßt, daß es nicht unsere Wahl, sondern Gottes Gnade allein ist, die uns in diesen Stand rief. » Seine Hauptprofessoren waren die beiden Italiener P. Rostagno und P. Meloni. Nebenbei verfolgte er aufmerksamst die geistigen Strömungen in Deutschland, z. B. die Philosophie Günthers, wegen welcher « die katholischen Theologen Deutschlands in zwei feindliche Lager geteilt sind » und meint: « Die Deutschen sind nicht glücklich auf dem Felde der Spekulation. » Namentlich aber fühlte er sich « lebhaft angezogen zur Kuhn'schen Theologie » und ließ sich « von ihrem Einfluß beherrschen. » Hatten « doch die Schriften des berühmten Dogmatikers von Tübingen gerade für junge strebsame Geister eine fast unwiderstehliche Anziehungskraft, durch die lebendige Frische der Darstellung, die feine, scharfsinnige Dialektik und das rüstige Bestreben des hochbegabten Mannes, auch den tiefsten Fragen auf den Grund zu gehen. »<sup>1</sup> Aber schon anfangs 1854 konnte er sagen: « Der hl. Thomas ist der Führer in meinen Studien. » Von seiner ersten begeisterten Liebe für ihn, den Englischen Lehrer und den Lehrer der Wahrheit, legt auch eine lateinische Rede beredtes Zeugnis ab, die er am 7. März 1856 vor seinen Mitbrüdern hielt, und worin er ihnen am Beispiel des hl. Ignatius und seiner « germani filii », z. B. des Kardinals Pallavicini, die « regia veritatis via » zeigte, « qua inter medios erroris fluctus tuta Societas incederet. » Schon damals offenbarte er sich als der künftige unerschrockene Kämpfer für die erkannte Wahrheit, sodaß er sagen konnte: « In der studierenden Welt habe ich mir mit dem Degen in der Faust die Achtung aller erworben. » Mit diesem Eifer im Studium ging ein großes Streben nach sittlicher Vervollkommnung Hand in

<sup>1</sup> Natur und Übernatur, Vorwort III.



Hand, wie die Briefe an die Schwester aus jener Zeit beweisen. Aber nichtsdestoweniger fürchtete er, daß er in seinen Studien zu viel von seiner « tief eingewurzelten Selbstliebe » sich leiten lasse. « Wie mir der liebe Gott einstens in meiner Selbstgefälligkeit in der Chevaulégers-Uniform keine Ruhe ließ, so, Gott sei Dank, läßt er mir auch jetzt keine Ruhe in meiner eitlen Anhänglichkeit an meine Beschäftigungen und in der geheimen Sehnsucht und Absicht, die ich hege, mir dadurch Ruhm vor den Menschen zu erwerben. Allerdings es ist ein Wunder der Gnade, aus einem protestantischen Chevaulégeroffizier und angehenden Schönggeist einen Theologen zu machen. Aber das Wunder ist so ungeheuer doch nicht, wenn man bedenkt, daß das Individuum, das in Rede steht, viel mehr natürliche Neigung hat zu den Spitzfindigkeiten der Scholastiker über die Dreieinigkeit als zu der Theorie des Hufbeschlags und den verschiedenen Systemen, die Pferde zu satteln: daß das in Rede stehende Individuum viel lieber in seinem Zimmer ungestört sich in die Philosophie des Mittelalters vertieft als in die Rauchwolken eines Cafés, wo die Herren Offiziere ihre Abendbelustigungen suchen. Aber Pfeifendampf wie philosophischer Dunst, Hufbeschlag und Satteltheorie wie die Erklärungen der unerklärlichen Dreieinigkeit — beides ist nur Geschaffenes, beides ist nicht fähig, ein Gott suchendes Herz zu befriedigen, beides, an sich betrachtet, wird gleich unnütz, wo wir unserem Richter gegenüber stehen werden, um über den Gebrauch Rechenschaft abzulegen, den wir von den so reichlich erhaltenen Gaben gemacht haben. Ja, meiner festen Überzeugung, es wäre ein größeres Wunder der Gnade, wenn aus dem selbstgefälligen und sich selbst suchenden Theologen ein wahrhaft demütiger Mensch würde, der vor allem nur Gottes Willen zu tun suchte und, bevor er andere unterrichten und bekehren will, zuerst an seine eigene Bekehrung dächte. Diese Gedanken bewegen mich schon seit langer Zeit. » Das Verlangen nach größerer Bußstrenge in einem mehr beschaulichen Orden wurde immer stärker in seinem Herzen und entfremdete ihn allmählich der Gesellschaft Jesu. Dazu dürften sich auch wissenschaftliche Differenzen mit seinen Ordensgenossen gesellt haben. Der Auftrag, der ihm von seinen Obern nach erlangter Priesterweihe (II. Sept. 1856) zuteil wurde, am Ende des Studienjahres Thesen aus der gesamten Theologie öffentlich zu verteidigen, mochte ihm infolgedessen besonders ungelegen kommen. Darum bedurfte es nur noch eines äußeren Anlasses, der Zumutung nämlich von seiten seiner Obern, mit seinem Gelde in Löwen eine

Kirche zu bauen, um den Bruch vollständig zu machen. So verließ er denn Ende April 1857 Löwen und die Gesellschaft Jesu, in der er *keine* Profefß abgelegt, wie das Dokument des Ordensgenerals vom 8. Mai ausdrücklich besagt, und, da Unterhandlungen betreffs Eintritt in die bayrische Kapuzinerprovinz sich zerschlugen, ließ er sich am 16. Mai an der theologischen Fakultät der Universität *München* immatrikulieren, um daselbst sich auf das Doktorat vorzubereiten.

Er besuchte die Vorlesungen von Reithmayr, Haneberg und Döllinger. Namentlich letzterer zog ihn anfangs mächtig an. «Mein Herz schlug höher bei dem bloßen Namen Döllinger.» Und diesem war es besonders daran gelegen, den vielversprechenden Konvertiten an sich zu ziehen. «Die Döllinger'sche Haushälterin hatte gemessenen Befehl, mich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in die präpstlichen Gemächer einzulassen.» Aber dank der göttlichen Vorsehung hatte Schänzler in dem früheren Generalvikar des Erzbischofs Reisach und damaligen Domkapitular Fr. Windischmann einen streng kirchlichen Seelenführer gefunden, in dem er besonders auch den «echt theologischen Geist» schätzen lernte. «Ich weiß niemand», schreibt er, «vor dem ich soviel Respekt gehabt hätte, als gerade vor ihm. Er hat mir Achtung abgezwungen, obschon sein Äußeres mir immer abstoßend war. Aber es lag in ihm ein gewisses unsagbares Etwas — die Signatur der Größe.» Er bildete zugleich mit Professor (später Hofprediger) B. Lierheimer ein kräftiges Gegengewicht gegen all die liberalen und liberalisierenden Einflüsse, denen ein junger, strebsamer Geist vom Schlage Schänzlers damals in München ausgesetzt war. — Nachdem er innerhalb 2 Jahren «cum nota eminentis progressus» seine Studien vollendet hatte, wurde er auf Grund seiner Dissertation: «Von der Wirksamkeit der Sakramente ex opere operato» und der mündlichen Prüfungen, in denen er eine «prorsus insignis eruditio» an den Tag gelegt, am 7. April 1859 zum Doktor der Theologie promoviert, und damit stand ihm der Weg in die wissenschaftliche Öffentlichkeit offen.

## II. Auf der Höhe theologischen Schaffens und Kämpfens.

Vorerst galt es nun, die Dissertation auf breiterer Grundlage im Drucke herauszugeben, und so erschien schon im Herbst 1859: «*Die Lehre von der Wirksamkeit der Sakramente ex opere operato in ihrer Entwicklung innerhalb der Scholastik und ihrer Bedeutung für die christ-*

*liche Heilslehre.* »<sup>1</sup> Es ist wohl die Erstlingsarbeit, mit der Schüzler vor das theologische Publikum tritt, « ein erster theologischer Versuch », aber mit einem Schlage bekundet er sich als den fertigen Theologen vom Fach. Damit fällt auch neues Licht auf den im vorhergehenden gezeichneten Studiengang. Und wer sich seinerzeit die Mühe nahm, dieses Werk etwas näher kennen zu lernen, der konnte wenigstens dem Verfasser nicht den Vorwurf der Vermessenheit machen, weil er es sich ein paar Jahre später zutraute, mit dem gefeierten Tübinger Dogmatiker eine Lanze zu brechen.

Die Lösung der Aufgabe, die er sich hier gestellt, erforderte ein Beherrschen der Scholastik in ihrer ganzen Ausdehnung und eine ebenso vertraute Bekanntschaft mit der protestantischen, besonders ihrer neueren Theologie. Wurde sie glücklich gelöst, so lag darin ein tatsächlicher Fingerzeig, wie mit Rücksicht auf die veränderten Zeitbedürfnisse an die Überlieferungen einer vergangenen Zeit wieder anzuknüpfen sei, m. a. W., wie das reiche Vermächtnis der Scholastik für die moderne Wissenschaft verwertet werden müsse. — Durch sein Thema war der Verfasser genötigt, « die protestantische Verneinung der sakramentalen Wirksamkeit *ex opere operato* in den Kreis seiner Untersuchung mithinein zu beziehen. » Durch seinen ganzen Entwicklungsgang war er hiezu besonders befähigt, war er zugleich auch imstande, « die ganze theologische Tragweite der Verneinung dieses Dogmas zu erkennen ». <sup>2</sup> Und gerade hierin entfaltet er am glänzendsten seine theologische Vollkraft.

Indessen sollte sein erstes Werk nicht so fast polemisch sein; die Substruktionen und der ganze Aufbau waren vielmehr thetisch-dogmatischer Natur. Sie waren nach Inhalt und Form der Scholastik entnommen. « Die theologische Tiefe der scholastischen Ideen kommt aber nur da zur Geltung, wo diese in ihrem inneren Zusammenhang erkannt und dargestellt werden. » <sup>3</sup> Darum macht sich der Verfasser daran, dieser Aufgabe bezüglich seines Gegenstandes gerecht zu werden, mit einem Fleiße, der um so größeres Staunen erregt, je unbebauter dieses Gebiet bis anhin dalag. Da ziehen alle jene ehrwürdigen Altmeister mittelalterlicher Wissenschaft an uns vorüber, vom Vater der Scholastik angefangen bis zu deren jüngsten ebenbürtigen Vertretern. Aber es ist kein wirres Durcheinander von Stimmen, das wir da wahr-

<sup>1</sup> München (*J. J. Lentner*), x-589 SS.

<sup>2</sup> Vorwort S. VIII.

<sup>3</sup> S. 509.

nehmen, kein buntes Mosaik willkürlich aneinander gereihter Texte. Vielmehr hat jeder der angeführten Autoren seine bestimmte Stellung in der Entwicklung des behandelten Lehrpunktes. Wenn wir dabei an das Wort des Melchior Cano bezüglich der Sakramentenlehre denken, daß nämlich «*res nulla est, de qua tantopere non solum indocti sed etiam docti dissentiant*»<sup>1</sup>, so können wir uns einen Begriff von der mühevollen Arbeit eines solchen Unternehmens machen.

Und um nicht durch die ungewohnte, vielfach rauhe Sprache von den damit ausgedrückten hohen und tiefen Ideen abzuschrecken, unterzieht sich der Verf. auch noch der dornenvollen Mühe, jene zahlreichen Texte mittelalterlicher Theologie, auf denen er seinen Bau aufführt, in deutscher Sprache wiederzugeben, wiewohl er fürchtet, «*die Gedanken großer und heiliger Männer möchten unter seiner Hand ihre ursprüngliche Frische und Energie verlieren*». <sup>2</sup> Doch das gerade Gegenteil trifft zu. Er versteht es nicht bloß, den vollen Gehalt der scholastischen Lehrausführung in der modernen Einkleidung zu wahren, sondern denselben auch mit einer wahren Eleganz des Ausdruckes wiederzugeben. Es ist dies überhaupt ein Vorzug auch der übrigen Werke Schätzlers vor so manchen andern Arbeiten auf dem theologischen Gebiete, daß sie auch den berechtigten Anforderungen an die Form gerecht werden. Jedenfalls war die so zeitgemäße Form, in welcher Schätzler die aus den verschütteten Schächten der Scholastik wieder zu Tage geförderten goldenen und körnigen Gedanken einfaßte, geeignet, diesen selbst allgemein Eingang zu verschaffen.

«*Die Lineamente zur Darstellung der Rechtfertigung ex opere operato . . . sind dem hl. Thomas entnommen.*» In der Lehre des hl. Thomas findet Schätzler «*den Schlüssel zu einer befriedigenden Ausgleichung der scheinbaren Differenz zwischen vor- und nachtridentinischer Bußtheorie*». Kann nämlich einerseits das tridentinische Rechtfertigungsdekret den thomistischen Typus nicht verleugnen, so ist hinwiederum die Lehre des hl. Thomas eben nur die vollendete und konsequenteste Durchführung des einen Grundgedankens, welcher sich wie der rote Faden hindurchzieht durch die ganze alt-scholastische Rechtfertigungs- und Sakramentenlehre. <sup>3</sup>

Das war jedenfalls für Schätzler selbst der kostbarste Gewinn, den er aus seiner Arbeit gezogen, daß er bei fortschreitender Bekanntschaft mit der klassischen, besonders der thomistischen Theologie die Über-

<sup>1</sup> Relect. de sacr., p. iv.

<sup>2</sup> Vorwort ix.

<sup>3</sup> A. a. O. vi.

zeugung gewann, daß zwischen *ihren* Lehren und den Aufstellungen der modernen Theologen gerade in den wichtigsten Punkten ein tiefer Zwiespalt bestehe.<sup>1</sup> Darum schloß er sich nun endgültig und offen dem hl. Thomas an. «Ich verdanke viel dem hl. Thomas», sagt er am 23. Februar 1860. «Er hat meinen Glauben neu gestärkt, mir neue, ungeahnte Tiefen erschlossen. Ohne ihn hätte mich die Theologie in jener Verflachung, so ihr die Jesuiten gegeben, nicht befriedigt. Da wäre große Gefahr vorhanden gewesen. Mein Geist drängt nun einmal nach spekulativer Sättigung. Hätte er sie katholischerseits nicht gefunden, wie groß wäre die Gefahr gewesen, sie in den Irrgärten moderner Philosophie zu suchen, die jedenfalls tiefere Gemüter mehr befriedigt als die jesuitische Verdünnung des Dogmas, aber freilich bei all ihrer Tiefe voll tödlichen Giftes ist.»<sup>2</sup> Und später, am 29. Januar 1861: «O, die Theologie liegt im Argen. Sehr viel Gelehrsamkeit, aber unter dem Einfluß des Protestantismus, und keine Ahnung von der in den einzelnen Dogmen liegenden Gedankentiefe; eine wahre Scheu und kindische Angst vor den Geistesschätzen, welche unsere Dogmen in sich schließen. Man will nur alles recht klar, recht einfach, recht durchsichtig haben, und deshalb . . . . sucht man die Tiefe der mittelalterlichen Theologen auf alle mögliche Weise in Mißkredit zu bringen. Der Stand unserer modernen katholischen Theologie kann einem nur Ekel verursachen.» «Der hl. Thomas hat mein Gemüt völlig befriedigt und meinem Geist eine definitive Richtung gegeben.»

Aber so entschieden sich Schüzler einsetzt für die klassische Theologie, so unerschütterlich er feststeht auf dem Boden der thomistischen Doktrin, so ist er doch überzeugt, daß sie vor allem den Bedürfnissen der Gegenwart dienen muß, daß sie «durch eine freiere Auffassung und Weiterbildung unserem Jahrhundert mundgerecht gemacht werden kann» . . . . «Alle bedeutenden Geister», sagt er, «fühlen, daß der Katholizismus in eine neue Phase eintreten muß. Es kommt nun alles darauf an, daß diejenigen, welche diesen Übergang vermitteln wollen, das organische Band der Tradition nicht lösen. Deswegen ist gerade in unserer Zeit eine *streng traditionelle Fortschritts-theologie* so notwendig.» «Nicht auf die Wiederherstellung abgelebter Formen, sondern auf einen zeitgemäßen Umguß des reinen Metalls

<sup>1</sup> Natur und Übernatur III.

<sup>2</sup> Wir geben hier wörtlich Schüzlers temperamentvolle Äußerungen momentaner Verstimmung wieder, ohne persönlich dazu Stellung zu nehmen.

unserer klassischen Theologie, damit sie auch dem *modernen* Geiste genießbar werde, ist mein Streben gerichtet.»<sup>1</sup> Und so ist und bleibt Schäßler Fortschrittsthomist im wahrsten Sinne des Wortes. Das hatte sogar die Tübinger Quartalschrift im Jahre 1862 (S. 47) anerkannt, wenn sie an Schäßlers erstem Werke namentlich die «lebendige thomistische Denkweise» rühmend hervorhob.

Doch wir müssen noch auf ein anderes Merkmal der Schäßler'schen Theologie hinweisen. Wir meinen ihren stark *aszetisch-mystischen* Einschlag, der allen seinen Werken eine gewisse Wärme verleiht. Und da ist es gerade der Keim- und Grundgedanke der thomistischen Rechtfertigungs- und Sakramentenlehre, der so recht eigentlich die Geistesrichtung Schäßlers charakterisiert und gleichsam das Programm für sein ganzes Leben und Streben bildet.

«Das innige Ineinandergreifen von Objektivem und Subjektivem», sagt er, «ist ein Grundzug der katholischen Heilsökonomie.»<sup>2</sup> «Das Eigentümliche der *thomistischen Theologie* liegt in ihrer tiefen Auffassung der Fruchtbarkeit und Energie der göttlichen Aktion. Man muß von dieser reichen Idee ausgehen, um sich eine befriedigende Vorstellung von der immanenten Kraft der Sakramente zu bilden. Die göttliche, der eigentümlichen Beschaffenheit der einzelnen Naturen sich anbequemende Bewegung ist die Seele und die treibende Kraft aller physischen und ethischen Aktivität, im Reich der Natur wie in jenem der Übernatur. Die Energie der göttlichen Aktion vereinigt sich dynamisch mit der sakramentlichen Handlung und erhebt diese dadurch zu ihrem physischen Werkzeug.»<sup>3</sup> Dabei ist jedoch keineswegs das Gesetz einer organischen Erneuerung der Subjektivität, demzufolge die Seele im Augenblicke ihrer Rechtfertigung sich in einem Freiheitsakt zu Gott hinwenden muß, umgangen.<sup>4</sup> Vielmehr ergibt sich «aus den der Summe des hl. Thomas entnommenen Prinzipien als Schlußfolgerung, daß die äußere sakramentliche Handlung selbst als proportionierte Ursache eines rein innerlichen, eine subjektive Erhebung in sich schließenden Aktes angesehen werden kann; denn die *ex opere operato* in die Seele gelegte rechtmachende Gnade ist nicht bloß ein höheres, physisches Formprinzip, sondern zugleich ein ethisches, ein höheres Tugendstreben erweckendes Ferment.»<sup>5</sup> Phy-

<sup>1</sup> Neue Untersuchungen IX.

<sup>2</sup> Wirksamkeit der Sakramente, 131.

<sup>3</sup> A. a. O. 237 f.

<sup>4</sup> A. a. O. 454.

<sup>5</sup> A. a. O. 456.

sische Neugestaltung der Subjektivität durch das höhere Naturprinzip der heiligmachenden Gnade und in dem nämlichen Augenblick ethische Reformation des freien Willens durch einen Akt der Liebe — dies ist in wenigen Worten das Programm der physisch-ethischen Rechtfertigungslehre. Der hl. Thomas, dessen Rechtfertigungstheorie sich vor allem durch ethische Tiefe auszeichnet, verlangt für den Augenblick der Rechtfertigung die höchste Spezies ethischer Aktivität, einen Akt der Liebe. Im Akt der Rechtfertigung entfaltet sich die ethische Tätigkeit der Seele nach ihrem Vollmaß. Hier liegt der Füll- und Brennpunkt des ganzen Tugendstrebens.<sup>1</sup>

«Der letzte Grund», gesteht Schüzler, «warum ich mich mit Vorliebe gerade dieser (d. h. der thomistischen) Fassung angeschlossen habe, liegt vielleicht . . . in meiner eigenen Individualität und meinem subjektiven religiösen Bedürfnis. Demzufolge kann es mir auch nicht in den Sinn kommen, auf die unbedingte Zustimmung anderer zu rechnen.» Wirkte überhaupt jener tiefe mystische Zug, der durch die Scholastik geht, schon so wohltuend auf ihn<sup>2</sup>, so mußte ihm der Thomismus vollends als «eine ebensowohl fromme als männliche und wahrhaft ritterliche Theologie»<sup>3</sup> erscheinen.

Schüzler war also, abgesehen von anderen Motiven, Thomist aus einem seiner innersten Geistesrichtungen entspringenden «religiösen Bedürfnis». Zwar war seine ganze Naturanlage vorwiegend spekulativ; aber der Schärfe seines Verstandes hielt ein liebewarmes Herz das Gleichgewicht. Die Beschäftigung mit der Theologie war ihm nicht bloß dürre Spekulation, an der er seine hohen Geistesgaben erproben und bewähren konnte; sie war ihm vielmehr Bedingung und Fundament eines regen inneren Verkehrs mit Gott. Darum benützt er in seinen Schriften jede passende Gelegenheit, um auf die Bedeutung eines Lehrpunktes für das religiöse Leben hinzuweisen. Wir erinnern nur an den «praktisch-asketischen Gesichtspunkt», unter dem er in seinen «Neuen Untersuchungen über das Dogma von der Gnade»<sup>4</sup> den «thomistisch-molinistischen Gegensatz» betrachtet und abwägt. Um das zwischen theologischer Wissenschaft und religiösem Leben nur zu oft bestehende Mißverhältnis einigermaßen zu heben und eine lebendige Verknüpfung beider zu erzielen, versuchte er es in seinem Opus posthumum, *Introductio in S. Theologiam dogmaticam*, jedem Kapitel

<sup>1</sup> A. a. O. 438.

<sup>2</sup> Vgl. hiezu a. a. O. 571 ff.

<sup>3</sup> A. a. O. 100.

<sup>4</sup> 213 ff.

nach Art von Contenson's *Theologia mentis et cordis* eine *Consideratio* beizufügen, und hat er ein eigenes Kapitel eingeschaltet : *De commercio theologiae cum pietate*.<sup>1</sup>

Gerade dieser tief mystische Zug, der durch die ganze Theologie des hl. Thomas geht, meint Schüzler, muß sie dem Deutschen besonders empfehlen. «Wo vermöchte der Deutsche die seinen Bedürfnissen entsprechende Geisteszucht besser zu finden als in der Schule des hl. Thomas? In ihm, der selber bei einem Deutschen in die Schule gegangen, vereinigen sich alle Vorzüge des germanischen Genius.»<sup>2</sup>

Leider gelang es Schüzler selber nicht recht, jene Doppel-Richtung, die er in der Scholastik und vor allem in St. Thomas vertreten findet, und die er selber in seinen Schriften vertritt, in seinem eigenen Leben harmonisch miteinander zu verbinden. «Auf der einen Seite», schreibt er schon im Jahre 1857, «ziehen mich die Studien gar mächtig an, ich gebe mich ihnen mit großem Eifer hin und finde darin natürlich eine Satisfaktion. Auf der andern Seite verfehlen auch nicht aufzutauchen die alten Gedanken von Buße und die Sehnsucht nach einem demütigen, verborgenen Leben in einem strengen Orden. Diese beiden Richtungen, die durch mein ganzes Leben gehen, vermag ich nicht zu vereinen; hier heißt's einmal: man kann nicht zwei Herren dienen, wenigstens für meinen Charakter. Die Hauptgründe, die gegen ein Ergreifen der letztern Richtung sprechen, sind eben die Liebe zu den Studien und die Furcht, ich würde in dieser Bahn nicht ausharren; gegen den Vorsatz, mein Leben den Studien zu widmen, spricht die Erfahrung, daß diese mich ganz mit sich fortreißen und ich fühlbar kälter und gleichgültiger gegen Gott werde.» «Die Inkompatibilität dieser beiden Richtungen ist die Wirkung des XIX. Jahrhunderts, die traurige Folge des Bruches von Glauben und Wissen, der zwischen beiden liegenden Kluft, die mit jedem Jahre größer wird. Wie viele sind schon an dieser Kluft, diesem unvermittelten Dualismus zu Grunde gegangen!» Für Schüzler selber wurde er die Quelle unsäglichem Leiden und Enttäuschungen, aber zugleich auch immer größerer Läuterung und Veredlung, bis schließlich der Tod ihn erlöste. «Ja, es wird und muß eine Versöhnung stattfinden!»

Doch greifen wir den Ereignissen nicht vor. Mit der geschilderten Art und Weise der Behandlung der Theologie war Schüzler seiner Zeit weit vorausgeeilt. Es fehlte noch die Brücke zu ihrem Verständnis.

<sup>1</sup> SS. 338•383.

<sup>2</sup> Neue Untersuchungen VII.



Zwar hatte man schon vereinzelt die Haltlosigkeit der bisher in Deutschland üblichen Art, Theologie zu treiben, mehr gefühlt als erkannt, oder auch wohl erkannt, aber mehr aus ihren Früchten als in ihrer Wurzel. Und darum hatten sich wohl schon Stimmen verlauten lassen, die zum Rückzug bliesen. Aber noch hatte keiner eine so umfassende Bekanntschaft mit dem ganzen Entwicklungsgange und der allmählichen Entfaltung der vorangegangenen Glanzperiode der Theologie dokumentiert, keiner so — wenn auch nur bezüglich *eines* Lehrsatzes — das Ringen und Streben jener geistesmächtigen Zeit lebendig vor Augen geführt, wie es durch Schüzler hier geschah. Was Wunder, daß man an einer solchen Arbeit, die eine fremde und unbekannte Sprache zu reden schien, mehr oder weniger achtlos vorüberging? « Für eigentlich theologische und zumal katholische Ideen » war damals, wie Schüzler klagt, « kein Sinn mehr vorhanden. »

Allerdings Döllinger nannte sein Werk ein « prächtiges Buch », und sowohl er als auch Stadlbauer, der damalige Münchner Dogmatiker (« und dies sind eigentlich meine Gegner »), erkannten unverhohlen an, daß er damit die Wissenschaft gefördert, weitergebildet habe. Darum drangen sie in ihn, sich in München als Privatdozent zu habilitieren, um dann später an die Stelle Stadlbauer's zu rücken, der sich bald zurückzuziehen gedachte. Doch dieses Ansinnen wies Schüzler rundweg ab. Und so stellte denn Döllinger in der Fakultäts-sitzung vom 29. März 1860 den Antrag, ihn als außerordentlichen Professor der Dogmatik vom König zu verlangen, welcher Antrag von den Mitgliedern einstimmig angenommen wurde. Was Schüzler anzog, war die Aussicht, Theologie dozieren zu können. Aber « würde wohl jemals der König mich als Professor anstellen, und gerade in München, wo Reibungen mit den protestantischen Universitätsmitgliedern so leicht möglich wären, während der König doch nichts mehr fürchtet als konfessionelle Entschiedenheit »? Und dann sollte er selber noch ein Bittgesuch an den König richten und sich zu « Bücklingen » bequemen? « Und schließlich bin ich nun einmal kein Freund der Fakultät, weder ihrer Lehren noch ihrer leitenden Persönlichkeiten. » Den Ausschlag jedoch gab Windischmann, der die herrschende Geistes-richtung in der Fakultät durch und durch kannte und meinte, Schüzler würde als Professor in München « der unglücklichste Mensch » werden. Darum bestärkte er ihn in seiner Absicht, in den Dominikanerorden einzutreten. Im Orden der « Wahrheit » mit seiner Lebensaufgabe: *Contemplata aliis tradere*, hoffte Schüzler Ruhe und Befriedigung für

das doppelte Sehnen seines Herzens zu finden. « Meine ganze Geistesrichtung paßt zu den Dominikanern. »

Doch während er sich mit diesem Plane trug und eifrigst an einem neuen Werke : « Die Lehre vom Übernatürlichen als Einleitung zur Gnadenlehre » arbeitete, trat Bischof Paul Melchers von *Osnabrück* mit der Einladung an ihn heran, im dortigen Priesterseminar, welches eben im Entstehen begriffen war, die Stelle eines Repetenten zu übernehmen. Namentlich mit Rücksicht auf den Bischof, für den er eine außerordentlich hohe Verehrung hegte und stets bewahrte, sagte Schüzler zu und begab sich Ende August 1860 auf seinen Posten. Doch befriedigte ihn die dortige Beschäftigung durchaus nicht : er findet « keinen empfänglichen Boden für seine theologischen Ideen », « kein Verständnis für den hl. Thomas », der ihm doch « nach dem Worte Gottes das Teuerste ist auf Erden » ; es « empört sich sein theologisches Gewissen, wenn er ihn verunglimpfen hört », wenn er wahrnehmen muß, wie « alle Seminaristen (an verschiedenen Universitäten vorgebildet) gerade *die* theologischen Ansichten haben, die ihm in der Seele am meisten verhaßt sind ». So darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn sich seine Ordensgedanken immer mehr befestigen und er sich im Frühjahr 1861 nach Holland begab, um im Noviziats- und Studienkonvent zu *Huissen* am 8. April als P. Thomas das Ordenskleid zu nehmen. Sogleich begann er auch als Professor der Dogmatik seine Lehrthätigkeit, die bei seinen Schülern einen unauslöschlichen Eindruck zurückließ. Was ihn selber fortwährend ermunterte, war die Wahrnehmung, daß man « nirgends für seine theologische Richtung so empfänglich war, als gerade bei den Dominikanern », daß er « mit keinem andern Orden so viel innere Verwandtschaft » hatte. Wie glücklich schätzte er sich, München entronnen zu sein und mit Gottes Gnade « in der Theologie eine so ausgesprochene, so sichere Richtung genommen » zu haben, zumal gerade damals Döllinger durch seine Odeons-Vorträge (5. und 9. April) immer mehr seine innere Gesinnung kund gab : « Es ist gut, daß Döllinger einmal Farbe bekannt hat. Ich habe an ihm zu jeder Zeit einen Zug wahrgenommen, der auf mich einen unheimlichen Eindruck machte. Es ist an dem Mann, bei allem seinem Scharfsinn, doch etwas Schiefes. » Das war für ihn wieder ein neuer Anlaß, viel zu beten für « unglückliche Theologen ». — So schien es, als habe er selber endlich seinen wahren Beruf gefunden. Doch da wurde auf Grund eines beim Eintritt begangenen Formfehlers sein Noviziat vom damaligen Ordensgeneral A. V. Jandel als ungültig

erklärt, und Schüzler zog es vor, anstatt wieder von vorne zu beginnen, den Orden am 21. Januar 1862 zu verlassen.

Aber wohin nun sich wenden? Professor Dieringer und F. Walter, denen er persönlich nahe stand, boten alles auf, um ihn nach Bonn zu ziehen. Doch « die Verhältnisse daselbst gefielen ihm gar nicht », « sie sind schauderhaft ». Und so wendet er sich nach *Freiburg i. Br.*, wo besonders Alzog, von Döllinger auf ihn aufmerksam gemacht, und Stolz in nähere Beziehung zu ihm treten und ihm zureden, sich an der Universität zu habilitieren. Der Plan der sogenannten ultramontanen Fraktion der theologischen Fakultät ging dahin, daß er an Stelle Hirschers, der an den Rücktritt dachte, die Professur für Moralthologie übernehme, und Schüzler arbeitete mit allem Eifer an seiner Habilitationsschrift: « Die Idee der Gottmenschlichkeit als Prinzip der christlichen Ethik. » Doch bald setzten die Intriguen der Liberalen ein und es gelang auch, Hirscher, der ihm anfangs sehr wohl geneigt gewesen, umzustimmen, und es mußte seine Kandidatur fallen gelassen werden. Und so finden wir ihn denn vom Sommersemester 1863 an im Lektionsplan als Privatdozenten, und zwar für Dogmengeschichte verzeichnet, in welcher Eigenschaft er verblieb bis zum Sommer 1873. Zuerst kündigt er an: « Die dogmatische Lehre von der Kirche in ihrer historischen Entwicklung. » Später behandelte er in seinen Vorlesungen: « Die Psychologie des Thomas von Aquin, ihrem inneren Wesen nach, sowie in ihrem Verhältnis zu der Lehre der Kirchenväter und den Systemen der Neuzeit »; « Die Lehre von der Gnade in ihrer geschichtlichen Entwicklung »; « Die Christologie des Thomas von Aquin »; « Die Lehre vom Glauben nach dem hl. Thomas »; « Über die Constitutio de fide catholica des Vatikanischen Konzils »; « Die erste dogmatische Konstitution des Vatikanischen Konzils über die Kirche Christi »; « Geschichte der katholischen Theologie seit dem Konzil von Trient. »

Es war für Schüzler ein nicht geringes Opfer, unter den obwaltenden Umständen sich mit der Stelle eines Privatdozenten abfinden zu müssen, zumal in Freiburg nach dem Bruche mit der kirchlichen Vergangenheit durch die französische Revolution und nach der Wessenbergischen Aufklärung ein Übergang zur kirchlichen Theologie fehlte. Doch die göttliche Vorsehung hatte ihm eine andere wichtigere, weittragendere Aufgabe vorbehalten. Am 24. Februar 1862 war zu Rom, im Alter von bloß 47 Jahren, der Münsterer Philosophieprofessor F. J. Clemens gestorben. Wie H. E. Plaßmann in Paderborn, hatte

auch er für die Erneuerung der Scholastik bzw. des Thomismus seine Kräfte eingesetzt. Mit seiner Schrift « De scholasticorum sententia : philosophiam esse theologiae ancillam (Münster 1856), hatte er die alte Lehre wieder zur Geltung zu bringen gesucht, daß zwischen Theologie und Philosophie ein Verhältnis der Über- und Unterordnung bestehe ; demgemäß habe der christliche Philosoph, wie der Christ überhaupt, die Offenbarungswahrheit als die oberste, unwandelbare Richtschnur auch für alle Vernunftwahrheiten zu beachten und zu befolgen und alles, was damit im Widerspruche steht, als falsch anzusehen und zu verwerfen. Gegen einen solchen Rückschritt glaubte Professor Kuhn in Tübingen, der im Sinne der Kant-Jakobi'schen Philosophie das Dogma behandelte, nicht ernstlich genug Verwahrung einlegen zu können. Darum sagte er voll Entrüstung in seiner « Einleitung in die katholische Dogmatik »<sup>1</sup> : « Schon erheben sich wieder scholastische Epigonen, die in den Summen des hl. Thomas nicht nur unübertroffene, sondern auch unübertreffliche Muster dogmatischer Erkenntnis und Wissenschaft anerkannt wissen wollen und in einem bis zur Rohheit sich steigernden Ungestüm für den hl. Thomas in die Schranken treten. Und wäre es nur die alte klassische Scholastik, an der man festhalten, wäre es nur eine Scholastik im Geiste eines Anselm oder Thomas, die man repristinieren will ; aber es ist . . . eine andere, viel tiefer stehende Form der Wissenschaft, ein bloß logischer, in altscholastischen Bestimmungen nistender Formalismus, für den man sich ereifert. Mögen diese nicht durchdringen ! » — Mitten in diesem Kampfe, der sich mehr auf philosophischem Boden abspielte und dessen einzelne Phasen zu schildern hier nicht der Ort ist, war Clemens die Waffe im Tode aus der Hand gefallen und Schätzler ward von Gott berufen, in die Bresche zu treten.

Der Anlaß hiezu war folgender. Von der 14. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Aachen (8.-11. Sept. 1862) war ein Aufruf zur Gründung einer freien katholischen Universität in Deutschland ergangen, der mächtigen Anklang fand in allen Herzen, die für eine Christianisierung der Wissenschaft und Erziehung mit inniger Wärme schlugen. Daß dieses großartige Projekt auf Schwierigkeiten tausendfacher Art stoßen würde, konnte sich wohl niemand verhehlen. Aber wer hätte ahnen können, daß man vom Standpunkte der kirchlichen Gesinnung und im Interesse der kirchlichen Wissen-

<sup>1</sup> 2. Auflage (Tübingen 1859), 306 f.

schaft sich gegen dasselbe aussprechen würde? Dies tat Professor v. Kuhn «in motivierter Weise» in «Bemerkungen» zu einer Abhandlung der Historisch-politischen Blätter<sup>1</sup>, die ihm, um seine Unterstützung für das Unternehmen zu erlangen, zugestellt war. Es waren diese «Bemerkungen»<sup>2</sup> nichts anderes als die praktische Folgerung aus seiner Auffassung vom Verhältnisse, in welchem Vernunft- und Glaubenswissenschaft zu einanderstehen. Infolge davon sprach er die Philosophie und noch mehr jede andere weltliche Wissenschaft von der Verpflichtung los, sich das Dogma zum Leitstern zu nehmen. Dadurch mußte sich ihm die Besorgnis nahe legen, auf einer «durch und durch katholischen» Universität könnte der theologischen Fakultät eine Stellung eingeräumt werden, durch welche die notwendige Freiheit und Selbständigkeit der anderen Wissenschaften gefährdet würde, eine Beeinträchtigung, die nicht verfehlen könnte, auf die Theologie selbst eine nachteilige Rückwirkung auszuüben. — So standen also auf der einen Seite vor dem katholischen Volke diejenigen, die sich bis dahin als Führer seiner öffentlichen religiösen Interessen bewährt hatten, mit der Aufforderung, beizusteuern zum Bau eines Bollwerkes gegen die entchristlichte Wissenschaft; und auf der andern Seite wurde ihm vom Katheder herab von einem gefeierten Lehrer der Theologie vorgehalten, daß durch die einem solchen Unternehmen zu Grunde liegende Anschauung die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange gerade erst recht bedroht würde. Dazu kamen noch zwei Umstände: einmal der, daß Kuhn als Lehrer seine Schule hatte — berief er sich doch selbst auf seinen großen Schülerkreis aus allen Teilen Deutschlands seit mehr als 20 Jahren; und dann daß ihm, dem Theologen, bis jetzt nur ein Laie (v. Andlaw) als Verteidiger der wahrhaft katholischen Lehre gegenüber gestanden. Bei dieser Lage der Dinge war man eine nochmalige Prüfung der Behauptungen Kuhns sowohl sich selbst als dem katholischen Volke schuldig.

Darum ersuchte Ed. Jörg, Redaktor der Historisch-politischen Blätter, in deren Bereich offenbar jene wellenschlagende Frage einer Universitätsgründung gehörte, seinen Freund Schüzler, den Nachweis der Zulässigkeit oder der wissenschaftlichen Berechtigung eines solchen Projektes zu liefern. Wenn man diese Veranlassung zum ersten Auf-

<sup>1</sup> 51. Band, SS. 325-356.

<sup>2</sup> Abgedruckt in: *H. v. Andlaw*, Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Johann von Kuhn. Frankfurt a. M. (1863), S. 15 ff.

treten Schäzlers gegen Kuhn im Auge behält, so begreift man die bittere Leidenschaftlichkeit nicht, mit der man von einer « großen Verirrung » sprechen konnte, zu der es kommen müsse, « so oft Neophyten — und wären es auch Männer von der Begabung und Erudition Schäzlers — von Laien den Auftrag erhalten und annehmen, die Systeme der Theologie in Untersuchung zu ziehen ». <sup>1</sup> Daß Schäzler seiner Aufgabe gewachsen und v. Kuhn ebenbürtig sei, hatte sein dogmatisches Erstlingswerk wohl zur Genüge bewiesen. Doch « die Rücksicht auf meine persönliche Ruhe », sagt Schäzler, « riet mir, anfangs den Antrag abzulehnen. Wußte ich doch im voraus, daß mir eine Reihe von Widerwärtigkeiten daraus erwachsen werde. Ich dachte an das hohe Ansehen Kuhn's und seine zahlreichen Schüler, deren lauten Unwillen voraussichtlich mein Auftreten erwecken würde, während ich unter den gegebenen Verhältnissen auf keine Unterstützung rechnen konnte. Gleichwohl glaubte ich, diesen Bedenken keine Folge geben zu dürfen. Bei meiner seit Jahren feststehenden Überzeugung von der dringenden Notwendigkeit einer Revision der Lehre Kuhn's, mußte ich in dem Umstand, daß eine solche Einladung gerade an mich erging, eine Mahnung erkennen, welcher ich zu folgen hätte. Mit einem Wort: es galt, der Wahrheit Zeugnis zu geben. » <sup>2</sup> Dem Grundsatz der « Nachfolge Christi » folgend: *Non quaeras quis hoc dixerit, sed quid dicatur attende*, trat Schäzler in der ersten Phase der Kontroverse nicht offen mit seinem Namen hervor. So war es übrigens damals ziemlich allgemein Brauch in den Hist.-polit. Blättern. Und darum sagt er selber auch ausdrücklich: « Sind wir . . . nicht mit unserem Namen hervorgetreten, so geschah dies einfach in der Voraussetzung, es könne dem größeren Publikum an einer Kenntnis desselben um so weniger liegen, als wir hier nicht unsere eigene Ansicht, sondern nur die unserer bewährten Theologen vertreten haben. Denn wahrlich, es fällt uns nicht ein, unsern unberühmten Namen der Autorität des Herrn Professor von Kuhn gegenüberzustellen. Wissen wir uns doch in jeglicher Hinsicht ihm nachstehend. » <sup>3</sup> Damit dürften alle niedrigen Verdächtigungen, die mit Rücksicht auf diese Anonymität gegen Schäzler erhoben wurden, hinreichend zurückgewiesen sein. So erschien denn der größere Aufsatz: « *Eine freie katholische Universität und die*

<sup>1</sup> Theologisches Literaturblatt, Bonn (1867), 904.

<sup>2</sup> Natur und Übernatur, Vorwort iv.

<sup>3</sup> Hist.-polit. Blätter, Bd. 53 (1864) 412. Vgl. hiezu auch *Andlaw*, Offenes Sendschreiben, S. 27, sowie S. 5.

*Freiheit der Wissenschaft.* »<sup>1</sup> Wie zu erwarten stand, ließ Kuhn mit seiner « Antikritik » : « Die Historisch-politischen Blätter über eine freie katholische Universität und die Freiheit der Wissenschaft »<sup>2</sup>, nicht lange auf sich warten.

Inzwischen fand vom 28. Sept. bis 1. Okt. 1863 in München die Versammlung katholischer Gelehrter statt. Schüzler befand sich unter den 8 Teilnehmern, welche in einer Erklärung gegen Döllingers Eröffnungsrede « Über die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie »<sup>3</sup> Verwahrung einlegten, daß seine Äußerungen als das eigentliche Programm der Tagung angesehen und ausgegeben werden könnten.<sup>4</sup> Dieser Protest blieb, wie Schüzler in seinen « Neuen Untersuchungen »<sup>5</sup> sagt, nicht ohne Rückwirkung auf seine ganze Lebensstellung : « er war und blieb der in Deutschland ‚Geächtete‘ ». An der nämlichen Stelle legt er auch die Gründe dar, die ihn zu jenem Vorgehen veranlaßt hatten. — Selbstverständlich nahm er in München auch regen Anteil an der Debatte, die sich über das Verhältnis der Philosophie zur Theologie entspann.<sup>6</sup> Kuhn hinwieder, der nicht nach München gekommen war, beschwert sich in seiner Korrespondenz mit Döllinger, daß niemand es gewagt hatte, gegen die Angriffsweise und Kampfesart « der famosen Artikel in den Schwefelgelben » sich auszusprechen, obwohl sie den meisten der damals versammelten Männer als anstößig und verwerflich erschienen seien.<sup>7</sup> Er vermutet in Schüzler den Verfasser und glaubt, aus sicherer Quelle zu wissen, daß der Kampf gegen ihn « von Rom aus aufgemuntert werde ». Inwieweit dies sich bewahrheitet, entzieht sich unserer Kenntnis.

Unmittelbar nach der Gelehrtenversammlung und mit bewußter Beziehung gerade auf dieselbe, veranlaßte Jörg Schüzler zu einer neuen Artikelserie in den Hist.-polit. Blättern, unter dem Gesamttitel : « *Zur theologischen Tagesfrage* »<sup>8</sup>, da der innere Zusammenhang des

<sup>1</sup> Hist.-polit. Blätter, Bd. 51 (1863) 897-938 und Bd. 52 (1863) 30-51.

<sup>2</sup> Theol. Quartalschrift, 1863, SS. 569-667. Auch separat. Tübingen, Laupp, 1863.

<sup>3</sup> Vgl. Verhandlungen der Versammlung katholischer Gelehrter. Regensburg (1863), SS. 25-59.

<sup>4</sup> *Moufang*, Die Kirche und die Versammlung katholischer Gelehrter, Mainz (1864), SS. 42 ff. <sup>5</sup> S. 584. <sup>6</sup> *Moufang*, a. a. O. 53 f.

<sup>7</sup> Vgl. *J. Friedrich*, Ignaz von Döllinger. München (1899-1901), III. Bd., 344 f.

<sup>8</sup> *Echte und falsche Union.* (Bd. 52, S. 689-697). *Natur und Übernatur* (S. 782-800). *Die Polemik des Herrn v. Kuhn* (S. 840-847). *Die Kuhn'sche Lehre vom Übernatürlichen* (S. 847-856 ; 918-939). *Zusammenfassung vor dem Schluß.* (Bd. 53, S. 202-221.) *Verschiedene Glaubensbegriffe. Schluß.* (S. 401-413.)

strittigen Lehrpunktes über das Verhältnis der Philosophie zur Autorität mit den großen kirchenpolitischen Problemen der Gegenwart immer klarer hervortrat. Kuhn hatte Schäzlers Auffassung vom katholischen Dogma aus für unhaltbar erklärt. Darum sah sich Schäzler veranlaßt, dieselbe immer eingehender in ihrem wahren Verhältnis zum Dogma darzulegen; die Kritik der Prinzipienfrage gestaltete sich so allmählich zu einer Kritik der ganzen Kuhn'schen Theologie. Noch ehe die Artikelserie abgeschlossen war, drängte es Kuhn zur Erwiderung: «Das Natürliche und Übernatürliche. Antwort auf die fortgesetzten Angriffe der Hist.-polit. Blätter.»<sup>1</sup> Nach wenigen Monaten erschien weiter: «Die Wissenschaft und der Glaube mit besonderer Rücksicht auf die Universitätsfrage.»<sup>2</sup> In diesen beiden Schriften hatte es Kuhn unternommen, seinem Gegner eine bajanische Auffassung des Übernatürlichen nachzuweisen, hatte seinen theologischen Standpunkt als häretisch bezeichnet<sup>3</sup>, während doch die ganze bisherige Ausführung Schäzlers nichts anderes als eine gründliche Widerlegung des Bajanismus war und der von ihm gebrauchte, der alten Theologie entlehnte Ausdruck: Ergänzung (complementum) der Natur durch die Übernatur, nicht bloß den von Kuhn unterschobenen Sinn zuließ.<sup>4</sup>

Die Behauptungen Kuhn's fanden in mehreren Journalen und Zeitschriften lauten Widerhall; die Fakultät von Tübingen gab zu seinen Gunsten in der Allgemeinen Zeitung eine Erklärung ab und ein Teil des Klerus von Württemberg richtete an ihn Zustimmungsadressen.

Das waren die Verhältnisse, unter denen Schäzler im Jahre 1865 sein zweites größeres Werk erscheinen ließ: «*Natur und Übernatur. Das Dogma von der Gnade und die theologische Frage der Gegenwart. Eine Kritik der Kuhn'schen Theologie.*»<sup>5</sup> Damit war die Kontroverse der zufälligen und persönlichen Beziehungen mehr entledigt und auf den Boden strenger theologischer Wissenschaft verpflanzt. Der Verfasser wollte den Beweis erbringen, daß die von Kuhn als häretisch

<sup>1</sup> Theol. Quartalschrift, 1864, SS. 175-329. Auch separat, Tübingen, (Laupp), 164.

<sup>2</sup> A. a. O. SS. 583-645.

<sup>3</sup> Natur und Übernatur. Vorwort v.

<sup>4</sup> Die Kritik der Kuhn'schen Theologie durch Herrn von Schäzler, im «Katholik», 1865, II, S. 280 ff. — Es ist uns leider unmöglich, auf die ganze Kontroverse Schäzlers mit Kuhn hier näher einzugehen; wir gedenken es in einer spätern Abhandlung eigens zu tun.

<sup>5</sup> Mainz (F. Kirchheim), XII-440 SS.



verworfenen Anschauung die ausdrückliche Lehre der kirchlichen Theologen, speziell des hl. Thomas und seiner Schule und nach ihrem Urteil ein Postulat des Dogmas sei <sup>1</sup>; daß die Gnade das *Vermögen* und nicht bloß den *Gebrauch* des Vermögens, wie Kuhn meinte, erhöhe <sup>2</sup>, daß die Voraussetzung der Notwendigkeit der Gnade eine Mangelhaftigkeit oder Unzulänglichkeit der Natur des kreatürlichen Geistes und nicht bloß ein mangelhafter oder schlechter, verkehrter Gebrauch ihrer Kräfte sei. Doch die Kritik der Kuhn'schen Theologie war weder der einzige noch der vorzüglichere Zweck des Buches: « Sie soll vielmehr nur das Mittel sein, um zeitgemäß ein Thema zu behandeln, welches man wohl als die theologische Aufgabe der Gegenwart bezeichnen kann », das Verhältnis der Philosophie zur Offenbarung. Wohl hatte Pius IX. soeben im Syllabus (Prop. 14) hierüber das entscheidende Wort gesprochen. Jedoch dieses Wort blieb unverstanden, ohne den richtigen Begriff des Übernatürlichen. Und so will denn Schüzler einen systematischen und vollständigen Traktat über das Übernatürliche im Christentum bieten. Allerdings hatten schon vor ihm andere, z. B. Scheeben <sup>3</sup> und P. Schrader S. J. <sup>4</sup> den nämlichen Gegenstand behandelt. Aber Schüzler ergänzt sie in der glücklichsten Weise. Er begnügt sich nicht mit einer abstrakten Betrachtungsweise des Übernatürlichen, sondern geht auf die einzelnen Dogmen ein, in welchen der strittige Begriff besonders zur Geltung kommt. <sup>5</sup> Namentlich widmet er dem Unterschied von Natur und Persönlichkeit eine eingehende Untersuchung: betätigt sich doch nach Kuhn das Übernatürliche bloß auf dem Gebiete der Persönlichkeit, des individuellen Menschenwesens in seinem moralischen Charakter, in bezug auf den Gebrauch seiner Willensfreiheit.

Wenn Schüzler in diesem seinem Buche auch mit aller Offenheit und Gründlichkeit seine Bedenken aussprach, die ihm die Kuhn'sche Theologie einflößte, so wollte doch seine Kritik nicht mehr sein als eine « unmaßgebliche Meinungsäußerung » (Vorwort). Er war und blieb von der echt kirchlichen Gesinnung seines Gegners überzeugt, wie auch von seinen großen Verdiensten um die Hebung der katholischen Wissenschaft, besonders der positiven Behandlung des Dogmas, und um die Bekämpfung nicht nur außerkirchlicher, sondern auch innerkirchlicher Irrtümer, z. B. des Hermesianismus und Günthe-

<sup>1</sup> Vorwort v.

<sup>2</sup> A. a. O. 20.

<sup>3</sup> Natur und Gnade. Mainz 1861.

<sup>4</sup> De triplici ordine, naturali, praeternaturali et supernaturali (1864).

<sup>5</sup> Vorwort VII.

rianismus. Und es war durchaus nicht feindselige Gesinnung, wenn Schüzler wahrzunehmen glaubte, daß ein so rühriger und edler Geist, wie Kuhn es war, der in einer verworrenen Zeit sich selbst seine Bahn brechen mußte, nicht aus sich selbst überall die richtigen Wege gefunden.<sup>1</sup>

Bald nach Veröffentlichung dieses Werkes wurde Schüzler vom Erzbischof Herman von Vicari, in Anerkennung seiner hochherzigen Stiftung zu Gunsten der Lehr- und Erziehungsanstalt zu Alt-Breisach, die er unter der Bedingung gemacht hatte, « daß an der neuen Anstalt nach St. Thomas die Philosophie doziert werde », « seiner ausgezeichneten theologisch-wissenschaftlichen Leistungen und seiner gesegneten Bemühungen für die theologische Bildung der Kandidaten des Priesterstandes, sowie seiner leuchtenden priesterlichen Tugenden », zum Geistlichen Rat ernannt (28. Dezember 1865). Doch seine stark angegriffene Gesundheit machte eine Abspannung notwendig, die er in Italien, speziell in *Rom* suchte. Indessen wartete dort seiner neue Arbeit. Kuhn's Gegner in Württemberg hatten nämlich in einer ausführlichen Eingabe dessen Theologie der römischen Inquisition denunziert, und Card. Reisach, für den Schüzler stets mit der höchsten Verehrung erfüllt war, beauftragte ihn, die zu verwerfenden Sätze (40 an der Zahl) aus Kuhn's Schriften festzustellen und zugleich eine Erklärung und Widerlegung derselben zu verfassen. Reisach beabsichtigte, Schüzler schon damals endgültig in Rom zu behalten. Persönlich hätte er sehr gerne zugesagt. « Aber ein Blick auf die Verhältnisse sagt mir, daß ich jetzt meinen Posten nicht verlassen darf; ich muß ausharren. Es wird eine Zeit der Verfolgung kommen; aber gerade in einer solchen Zeit bedarf die Kirche mutiger Streiter. » Gelegentlich der Gefechte von Kissingen, Aschaffenburg usw., bei denen er « wahrscheinlich dabei gewesen wäre », meint er: « Meine jetzigen Kämpfe sind doch glorreicher als diese. » « So werfe ich mich mit voller Energie auf die Fortsetzung meines theologischen Kampfes. Möglich, daß Gott durch mich ausführen will, was die Dominikaner tun sollten. » Allerdings mußte er damit rechnen, in Deutschland gar keine Aussichten mehr auf Anstellung zu haben. « Mein Sieg über Kuhn wird die Leute erst recht gegen mich einnehmen. »

Im Herbst 1866 wieder nach Freiburg zurückgekehrt, machte er sich sofort mit allem Eifer an « ein neues Buch ». Die unmittelbare

<sup>1</sup> Vgl. *Scheeben*, im « *Katholik* », 1868, I, S. 487.

Veranlassung dazu bot A. Schmid, damals eben zum Professor für Dogmatik und Apologetik in München ernannt, der in der August-Nummer des Bonner « Theologischen Literaturblattes » begonnen hatte, « Die Controverse zwischen Kuhn und Schüzler » einer eingehenden Besprechung<sup>1</sup> zu unterziehen. Im Prinzip stimmte er mit letzterem überein. Doch wollte er « mehrere der Konsequenzen, welche sich mit logischer Notwendigkeit aus den von ihm angenommenen Prinzipien ergaben, nicht einräumen, und zwar deshalb, weil ihm dadurch die Kuhn'sche Theologie, als deren Verteidiger er auftrat, gefährdet erschien ». <sup>2</sup> Eine solche Stellungnahme mußte Schüzler zum Widerspruche herausfordern, und so entstanden die « *Neuen Untersuchungen über das Dogma von der Gnade und das Wesen des christlichen Glaubens* » <sup>3</sup>; worin er seine bisherige Polemik verteidigte und weiter ausdehnte. Dieses neue Werk war ihm nämlich unter der Hand zu einer Rundschau über die ganze damalige Lage der deutschen Theologie und die wichtigsten theologischen Tagesfragen angewachsen; namentlich sollte sie eine Auseinandersetzung sein mit der « dermaligen Vertretung der katholischen Dogmatik an den Universitäten zu Tübingen, München und Freiburg », an welcher letzterem Orte sein Kollege, Fr. Wörter, der mit seinem eben erschienenen Werke über den « Pelagianismus » seine vollkommene Abhängigkeit von Kuhn bekundete, schon seit Jahren eine ziemlich schroffe Stellung gegen ihn eingenommen hatte. Schüzler selbst sagt in der Vorrede, er könne seine « Schrift füglich eine Einleitung in die Dogmatik nennen, denn sie bezwecke vornehmlich eine Verständigung über den Standpunkt, von dem aus diese Wissenschaft behandelt sein will ». Allerdings er verständigt sich nicht in der Weise von Prof. Schmid, der in seinem Buche über die « Wissenschaftlichen Richtungen auf dem Gebiete des Katholizismus » <sup>4</sup> als Eklektiker allen bestehenden Richtungen die gute Seite abzugewinnen gesucht hatte. Er tritt vielmehr mit einer geschlossenen Lehr- und Lebensüberzeugung, die keiner der bestehenden Richtungen ganz angehört, vor alle hin, um sie vor den Richterstuhl des hl. Thomas zu fordern und an der Hand des gefeierten Fürsten der Theologie ihnen zu zeigen, worin und wie weit sie von den Regeln der echten Theologie abgewichen und das insbesondere durch die Bedürfnisse der

<sup>1</sup> Nr. 18-22.

<sup>2</sup> Neue Untersuchungen, S. 1.

<sup>3</sup> Mainz (Kirchheim), 1867, XVI-600 SS.

<sup>4</sup> München 1862.

Gegenwart gesteckte Ziel verfehlt hatten. Er fühlt in sich den Mut und die Kraft, einer gegen viele einzustehen und greift mit einem gewissen Ungestüm alles an, was ihm in den Weg kommt, ohne sich auf Transaktionen einzulassen und alle die Rücksichten zu nehmen, welche anders konstituierte Geister für geboten gehalten hätten.<sup>1</sup> Dabei dürfen wir jedoch nicht verhehlen, daß Schüzler hier in der Unerbittlichkeit seiner Kritik zuweilen einen Ton anschlägt, der zartere Ohren unangenehm berühren mußte, ja das richtige Maß überschritt und auch jene, die im großen und ganzen mit seinen Tendenzen einverstanden waren, schmerzlich berühren mußte. Sein väterlicher Freund, Prof. Heinrich, in Mainz, schrieb ihm hierüber: « Ein Fehler war es nach meiner Meinung, daß Sie zuviel herangezogen und zu sehr nach allen Seiten hin Ihre Streiche geführt. Es wäre klüger gewesen, den Hauptgegner allein ins Auge zu fassen und sich auf die wesentlichen Punkte zu konzentrieren. . . . Ich hätte auch einiges in Ihrem Buche milder gehalten, einige Ausdrücke anders, einige Konsequenzen nicht gezogen gewünscht. Die Reizbarkeit, die Sie zu manchem unbegründeten Verdacht und zu einer gewissen Empfindlichkeit hinreißt, ist die schwache Seite, gegen die Sie recht auf der Hut sein müssen. . . . Aber es fällt mir nicht ein, mich zu scheuen, der echten Theologie, die Ihr Buch enthält und dem Zeugnis, das es für die Wahrheit ablegt, nicht oder nur im Verborgenen zuzustimmen. » « Jedenfalls hatte es », sagt Scheeben<sup>2</sup>, « an Anreizung für Schüzler nicht gefehlt. Wenn seine Auffassung des Übernatürlichen von Kuhn als eine mindestens sehr niedrige, nämlich äußerliche, sinnliche und geistlose charakterisiert, sein Kuhn gegenüber eingenommener Standpunkt als ein durch das kirchliche Dogma verurteilter bezeichnet wurde; wenn er von Baltzer (in Breslau) als « lutherisierender Neophyt » den Bischöfen denunziert wurde, — ohne daß sich in Deutschland an leitender Stelle jemand für ihn einsetzte —; « wenn von verschiedenen Seiten fort und fort gegen die tyrannischen Anmaßungen einiger dii minores, unter denen er selbstverständlich der Anmaßendste sein mußte, Lärm geschlagen wurde: dann konnte einem energischen und edlen Manne, der sich seiner redlichen Absicht bewußt war, wohl das Blut in Wallung geraten und die Meinung entstehen, da lasse sich mit Manövrieren und Transigieren nichts mehr ausrichten, sondern nur

<sup>1</sup> Scheeben, in *Katholik*, 1868, I, S. 489 f.

<sup>2</sup> A. a. O. 492 f.

durch einen Kampf auf Leben und Tod. .... Es scheint fast .... als ob die Aufregung, welche die Schriften Schüzler's hervorgerufen, zum Teil auch darin einen Grund habe, daß die modernen Nerven das Geklirr des schweren Rüstzeuges der alten Ritter nicht mehr vertragen. »

Schüzler persönlich litt furchtbar unter dem Sturme, den sein Buch — Hefele in Tübingen nannte es z. B. ein « Schandbuch » — in Deutschland gegen ihn entfesselte. Mußte er doch in Freiburg selber sehen, wie der Konviktsdirektor Litschgi die Theologen abhielt, seine Vorlesungen an der Universität zu besuchen ; wurden doch bei Besetzung von Professuren in Freiburg und auswärts stets andere ihm vorgezogen. Begreiflicher Weise stürmten die Klostersgedanken unter diesen Umständen wieder von neuem auf ihn ein. Und es bedurfte der ganzen Überredungskunst seines edlen Freundes P. Schmöger C. Ss. R., um ihm begreiflich zu machen, daß er « von Gott den Beruf habe, für den heiligen Glauben wissenschaftlich zu wirken », und zwar vor allem als Privatdozent. « Überdenken Sie es selbst », so schreibt er ihm einmal, « was es für Sie für innere und auch für äußere Erfolge haben würde, wenn Sie als Ordinarius an eine der bestehenden Fakultäten berufen würden. Haben Sie so viel Routine ? d. h. so viel advokatische Ruhe und Verträglichkeit, um jedem Satz alle seine Ecken abzuschleifen und die Wahrheit so poliert und glatt hergerichtet in Kurs zu setzen, daß sie rasch und leicht wie eine Scheidemünze durch die Hände gleitet ? Und haben Sie daneben einen Vorrat von Schlagworten in Bereitschaft, um jede Gefahr für ungefährlich, jeden Kampf für vermeidlich und jedes Opfer gar für überflüssig zu erklären und sich selber in die Umstände zu finden ? Ach Gott ! Sie wären nach einigen Wochen unglücklicher und unzufriedener als je. Darum hat es der gütigste Gott gefügt, daß Sie *für* die Theologie und nicht *von* der Theologie leben, daß Sie in unabhängiger, gesicherter Stellung dem Dienst der Wahrheit sich weihen können. »

Um diese Zeit trug sich Schüzler mit dem Gedanken, eine lateinische Schrift über die theologischen Zustände in Deutschland zu verfassen. Aber Prof. Heinrich riet ihm, eine « recht klassische, rein belehrende Schrift über die Inkarnation » erscheinen zu lassen. « Es würde das », meinte er, « Sie selbst erfrischen und zugleich im Interesse Ihrer großen Kontroversen, die Sie unternommen haben, überaus vorteilhaft wirken. Inzwischen wird vieles sich aufklären und nach Wunsch gestalten. » So entstand das herrliche Werk über « *Das Dogma*

von der Menschwerdung Gottes»<sup>1</sup>, das sich ohne Zweifel in der christologischen Literatur einen der ersten Plätze gesichert hat.<sup>2</sup> Der Verfasser hatte zwei Bände geplant. Im vorliegenden ersten Bande sollte vorzugsweise die göttliche Person Christi behandelt werden, während in einem später folgenden zweiten Bande die übernatürlichen Vorzüge der heiligen Menschheit Christi dargestellt werden sollten. Wenn Schüzler auch seinem Werke eine durchaus ironische Tendenz verleiht, so haben ihm doch wiederum « die Bedürfnisse der Gegenwart den Weg vorgezeichnet, unter welchem er die Menschwerdung Gottes betrachtet ». <sup>3</sup> Nicht bloß, daß er eigens Stellung nimmt gegen irriqe Auffassungen Stattler's, Günther's und Baader's<sup>4</sup>, so berührt er noch besonders « die theologische Frage der Gegenwart »<sup>5</sup>, indem er auf die innigen Beziehungen zwischen dem Dogma von der Gottheit Christi und dem christlichen Begriff des Übernatürlichen hinweist. Der ganze Stoff ist, wie der Titel besagt, erfaßt und dargestellt « im Geiste des hl. Thomas ». Unter seiner Führung vertieft sich Schüzler betrachtend und liebend in die wunderbaren Tiefen der Gottheit Christi und wird, wenn möglich, noch bestärkt im Vertrauen auf seinen Meister, zumal wenn er, gerade in dieser Frage, sehen kann, wie der Englische Lehrer mit den älteren Kirchenlehrern in schönster Übereinstimmung steht. — Der in Angriff genommene zweite Band blieb leider unvollendet. Ein großer Teil daraus erschien im Jahre 1872 im « Katholik », unter dem Titel: « *Die Lehre von der scientia beata der Seele Christi.* »<sup>6</sup>

Schon gelegentlich der Veröffentlichung dieses Werkes konnte Schüzler die ersten Erfolge seines mühsamen Kampfes konstatieren einen « Wendepunkt in der neueren katholischen Theologie in Deutschland »: er konnte wahrnehmen, wie Kuhn in seiner 1868 veröffentlichten « Christlichen Lehre von der göttlichen Gnade » sich eifrigst bestrebt, seine Lehre in Übereinstimmung mit St. Thomas zu bringen », wie er ihn als « Autorität » anerkennt und keine Mühe scheut, « den thomistischen Gedanken zu ermitteln ». Das Bewußtsein, daß er zu diesem « höchst erfreulichen Ereignis » auch das Seinige beigetragen, ist ihm eine hinreichende Entschädigung für alles Bittere,

<sup>1</sup> Freiburg i. Br. 1870, (Herder) XI-463 SS.

<sup>2</sup> Kurz nach Erscheinen des Werkes wurde eine französische und eine englische Übersetzung in Angriff genommen.

<sup>3</sup> Vorwort IV.

<sup>4</sup> SS. 213-240.

<sup>5</sup> SS. 240 ff.

<sup>6</sup> I, SS. 175-187 ; 257-293 ; 385-421 ; 513-538.

das er seines theologischen Standpunktes wegen erfahren hat und noch immer erfahren muß.<sup>1</sup>

Mit den letzten Worten deutet er wohl auf das Opfer hin, das es ihn kostete, nicht zu den eigentlichen Vorarbeiten für das Vatikanische Konzil herangezogen worden zu sein. Von gewisser Seite hatte man das zu verhindern gewußt. Doch er hatte ja durch seine Bücher, wie wenige andere, seit Jahren «vorgearbeitet». Indessen wurde er durch Vermittlung der Redemptoristen Schmöger und Haringer zum Konzil als Theologe des Kardinals Dechamps von Mecheln berufen und traf als solcher im Februar 1870 in Rom ein. Am 24. April erließ das Konzil in seiner dritten feierlichen Sitzung die *Constitutio dogmatica de fide catholica*, und schon ein paar Tage später übergab Schüzler sein Schriftchen: «*Die ersten Glaubensbeschlüsse des vaticanischen Concils und die religiösen Bedürfnisse der Gegenwart*»<sup>2</sup> dem Drucke. «Unmittelbar nach einem gründlichen Buche», schrieb er in einem Briefe, «darf ich mir schon erlauben, mit Broschüren aufzutreten». Er wollte möglichst schnell «eine gemeinverständliche, aber theologische Erklärung der Konzilsbeschlüsse im Lichte des hl. Thomas bieten und mit Rücksicht auf die im katholischen Deutschland herrschenden Irrtümer, wobei aber keine Namen genannt werden». Ein flüchtiger Blick jedoch überzeugt uns schon, daß «der Hauptinhalt aller seiner Bücher, der ganze Kuhn in dieser Broschüre steckt». Die genannte Glaubenskonstitution bildet wohl die schönste Genugtuung, die Schüzler hier auf Erden für sein ritterliches Eintreten für die katholische Wahrheit zu teil wurde. In den Beschlüssen des Vatikanums hatte er die «Bürgschaft empfangen, daß er jenen Weg betreten, der allein zum Heile führt, daß er ein Werkzeug sei, durch welches Gott die Erneuerung der Theologie herbeiführen will».

Mit möglichster Klarheit spricht er in diesem Schriftchen sich auch über seinen theologischen Standpunkt aus: «Wie die Selbständigkeit und wahre Freiheit der katholischen Glaubenswissenschaft von dem innigen Anschluß an die Kirchenlehre abhängt, so ist dieser nur in dem Maße möglich, als unsere theologische Tätigkeit von dem Geiste der großen heiligen Lehrer, welche uns Gott zu Führern auf diesem Gebiete gegeben hat, durchdrungen und geleitet wird. Dabei handelt es sich um kein gedankenloses Wiederholen des von andern Geleisteten, sondern um ein selbständiges Weiterarbeiten in ihrem *Geiste*, um das

<sup>1</sup> Vorwort v.

<sup>2</sup> Freiburg i. Br. (Herder) 1870, 50 SS.

Bestreben für unsere Zeit, das zu leisten, was sie für die ihrige gewesen. Diesen Zweck verfolgt die von uns befürwortete Erneuerung der thomistischen Studien, und wir wissen uns darin vollständig eins mit den Absichten des Vatikanischen Konzils.»<sup>1</sup>

Unmittelbar darauf nahm Schüzler eine Erklärung der ersten dogmatischen Konstitution über die Kirche Christi in Angriff, unter dem Titel: «*Die päpstliche Unfehlbarkeit aus dem Wesen der Kirche bewiesen*»<sup>2</sup>, sicher eine der bedeutendsten Schriften, über die damals brennendste Tagesfrage, worin Vollständigkeit, theologische Tiefe und objektive Ruhe sich harmonisch vereinigen. Sie will ein Versuch sein, ein tieferes Verständnis des Dogmas auf wissenschaftlichem Wege und mit Berücksichtigung der modernen Bedürfnisse anzubahnen.<sup>3</sup> Namentlich widmet er auch dem Gegenstand der kirchlichen Unfehlbarkeit seine Aufmerksamkeit, wobei er besonders auch die theologische Autorität des hl. Thomas näher bestimmt.<sup>4</sup>

Die Frucht einer Reise nach England (Herbst 1870) bzw. eines Besuches bei Kardinal Manning, der auf dem Konzil einen außerordentlich günstigen Eindruck auf Schüzler gemacht hatte, ist ein Aufsatz im «Katholik»<sup>5</sup>, der dessen Hirten Schreiben über «*Das Vatikanische Konzil und dessen Beschlüsse*» zum Gegenstande hatte. Bald nachher entstand eine Abhandlung über «*Die religiöse Bedeutung der gegenwärtigen Bewegung auf kirchlichem Gebiete*»<sup>6</sup>, die sich namentlich mit dem Altkatholizismus befaßt.

Eine Lieblingsidee, die Schüzler in dieser Zeit viel beschäftigte, war eine «Religionslehre für Gebildete» in zwei Bänden zu bearbeiten, worin er die unter den Gelehrten am meisten verkannten religiösen Wahrheiten ohne jeden gelehrten Apparat erörtern wollte. Leider kam das Werk, wie auch verschiedene andere wissenschaftliche Arbeiten, nicht zur Vollendung. Namentlich wollte er auch die *Lehre von der Kirche* mit besonderer Rücksicht auf die religiöse Bedeutung dieses Dogmas darstellen. Die Vorgänge der letzten Jahre auf kirchlich-politischem Gebiet, besonders bezüglich der Grenzbestimmung zwischen Kirche und Staat, hatten nämlich gezeigt, «daß dabei vielfach ein Begriff von der Kirche zu Grunde gelegt ward, der viel zu äußerlich gefaßt ist: viel zu äußerlich, weil dabei das religiöse Element, welches doch in jenem Begriff die Hauptsache ist, nicht zu seinem Rechte kommt:

<sup>1</sup> 49 f.

<sup>2</sup> Freiburg i. Br. (Herder) 1870, XII-215 SS.

<sup>3</sup> Vorwort VI.

<sup>4</sup> S. 167 f.

<sup>5</sup> 1871, I, SS. 26-53.

<sup>6</sup> Hist.-polit. Blätter, Bd. 68 (1871), SS. 550-567; 592-607.



es wird die Kirche und ihre Stellung in der menschlichen Gesellschaft einseitig aufgefaßt, weil ausschließlich unter dem juristischen Gesichtspunkt. Das ist nicht das Richtige. Vornehmlich mit theologischen Waffen will der Kampf für das Recht der Kirche geführt sein.» Hatte Schüzler in der Sakramenten- und Gnadenlehre vom thomistischen Standpunkte aus jene dynamische Verschmelzung und Wechseldurchdringung von göttlicher und geschöpflicher Wirksamkeit, welche als der Grundzug der ganzen Heilsökonomie erscheint, dargestellt, so wollte er nun auch das Wesen der Kirche als einer Begründung, Leitung und Vollendung des Menschlichen durch das Göttliche zur Darstellung bringen. Aber es kamen neue Zeiten und mit ihnen neue Arbeiten, und Schüzler konnte auch diese Schrift nicht zu Ende führen. Eine größere Partie daraus hat der nachmalige Msgr. Thomas Esser O. P. nach Schüzler's Tod veröffentlicht unter dem Titel: «*Die Bedeutung der Dogmengeschichte.*»<sup>1</sup> Hier zeigt Schüzler wieder seine ganze Vertrautheit mit den Leistungen der zeitgenössischen protestantischen Theologie, der er seine besondere Aufmerksamkeit schenkt: ist doch nächst der Rechtfertigung die Dogmenbildung der Punkt, in welchem Katholizismus und Protestantismus am weitesten auseinandergehen.

Indessen nahte das Zentenarium des Todes des hl. Thomas (1874) heran. Schüzler konnte, wie er in einem Brief an Prof. *Adalbert Weiß* in Freising<sup>2</sup> bemerkt, die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne «für die so hart bedrängte katholische Sache», welcher er sein Leben gewidmet hatte, mit den ihm «zu Gebote stehenden Waffen, d. h. mit denen der echten Theologie nach Kräften einzustehen» und damit zugleich seiner Ergebenheit gegen den Englischen Lehrer und den Orden, dem er angehört, Ausdruck zu verleihen. Er tut das in der lateinischen Schrift: «*Divus Thomas Doctor Angelicus contra liberalismum invictus veritatis catholicae assertor. De doctrinae S. Thomae ad extirpandos huius aetatis errores vi et efficacia.*»<sup>3</sup> Sie steht zwar an Umfang andern Werken Schüzler's nach, aber deswegen ist sie durchaus kein «opus minoris momenti et meriti». <sup>4</sup> Schüzler selber schreibt darüber an den schon genannten Prof. Weiß: «Es ist darin die Lehre des hl. Thomas auf eine, ich darf wohl sagen, neue Weise dargestellt

<sup>1</sup> Regensburg (Manz) 1884, VIII-166 SS.

<sup>2</sup> Später P. Albert M. Weiß O. P.

<sup>3</sup> Romae 1874, XI-172 SS.

<sup>4</sup> Hurter, Nomenclator literarius, V 2, c. 1506.

und in unmittelbare Beziehung auf die brennenden Tagesfragen gebracht. Darum dürften sich die Freunde einer tieferen Theologie, wozu ja auch Sie gehören, für die Schrift wohl einigermaßen interessieren. Die darin bekämpften Irrtümer wird wohl niemand mehr verteidigen wollen, zumal seitdem die furchtbaren Konsequenzen derselben in dem neuesten Gang der Geschichte so handgreiflich zu Tage getreten sind. Überdies habe ich geflissentlich die Namen der Vorkämpfer dieser falschen Richtung verschwiegen; es kann sich also niemand durch meine Schrift vernünftigerweise beleidigt fühlen. . . . Die innige Verbindung, in welche hier die thomistische Lehre mit gewissen, durch die neuere Philosophie (z. B. Kant, Hegel) angeregten und bis jetzt katholischerseits noch nicht durchschlagend gewürdigten Problemen gebracht ist, gibt meiner Schrift, außer ihrer Zeitgemäßheit, wenn ich nicht irre, auch ein gewisses wissenschaftliches und literarisches Interesse.»

### III. Letzte Lebensjahre.

Das Vorwort zum Buche über den Liberalismus hat Schüzler bereits in Rom geschrieben, wo er auch schon einen Teil des Jahres 1873 zugebracht hatte. «Sie irren», schrieb er am 27. Februar 1874 an Weiß, wenn Sie glauben, «ich sei aus freier Wahl von Freiburg weggegangen. Man hat mich planmäßig weggedrängt. Jetzt aber gestehen alle Einsichtigen, daß ich gerade zur rechten Zeit gegangen.» Am 1. Mai wurde er auf Verwendung von Bischof Ignatius von Regensburg mit Rücksicht auf seine großen Verdienste um die heilige Wissenschaft von Pius IX. zum päpstlichen Hausprälaten ernannt und am 27. Juli desselben Jahres erfolgte seine Berufung als *Consultore del St. Offizio*. Damit hatte er eine ihm voll und ganz entsprechende Stellung gefunden. «Es ist eine Gnade Gottes, nicht nur, weil diese Stellung an sich sehr ehrenvoll ist . . . , sondern auch, weil ich dadurch fester an die Kirche gekettet bin, was gerade heutzutage von der höchsten Bedeutung ist.» «Das Wunderbare bei dieser Wendung meines Schicksals ist die schöne Harmonie, in der der Anfang mit dem Ende steht. Hätte ich von Anfang an gewußt, Gott wolle mich an dieses Ziel gelangen lassen, so hätte ich meinen Bildungsgang nicht besser einrichten können, als derselbe in Wirklichkeit durch die Macht der Umstände sich entwickelt hat. Darum unbedingtes Vertrauen in Gottes gnädige Vorsehung!»

Die Arbeiten am St. Offizio nahmen Schüzlers Kräfte fast ganz

in Anspruch. Dazu kamen 1877 noch die Ämter eines Konsultor der S. Congregazione degli Affari Ecclesiastici Straordinarii und eines Referendars der beiden Signaturen. Pius IX. hielt sehr große Stücke auf ihn, und noch kurz vor seinem Tode betraute er ihn selber mit einer wichtigen Arbeit, die den Papst persönlich anging. Voraussichtlich hätte er ihm bei längerem Leben den Purpur verliehen.

Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte Schüzler selbstverständlich die Entwicklung der von ihm ausgestreuten Ideen in Deutschland. Verschiedene Anzeichen erweckten in ihm «die Hoffnung, daß sich in nicht allzuferner Zukunft auch dort bewahrheiten werde, was Dante vom hl. Thomas sagt: ‚Duce e Maestro di color che sanno‘». Namentlich freute ihn z. B. die «Mariologie des hl. Thomas» von Morgott.

Überaus peinlich war es ihm, daß er nicht, wie bisher, selber seine thomistischen Studien fortsetzen konnte. Darum sah er sich nach einem Gehilfen um zur Vollendung bereits begonnener Arbeiten, wie auch zur Inangriffnahme neuer; er sollte nach seiner Anweisung verschiedene Bücher durchlesen und ihm darüber referieren usw. Er fand ihn in der Person Hermann Esser's, der anläßlich des Kulturkampfes die Kölner Diözese hatte verlassen müssen und damals studienhalber in der Anima weilte. Was ihn Schüzler besonders empfahl, war der Umstand, daß er «dem hl. Thomas durchaus ergeben» war. Im Herbst 1875 zog er endgültig zu Schüzler. «Unser Zusammenleben», so schrieb Msgr. Esser wenige Tage vor seinem Hinscheiden (13. März 1926), «war trotz des Unterschieds im Alter geradezu brüderlich. Bei seiner tiefgegründeten Demut ließ Schüzler nie seine Überlegenheit hervortreten. Ja, er beschämte mich oft durch seine Herablassung zu mir. Er war im Verkehr ein angenehmer, heiterer Gesellschafter, der alle Formen einer feinen Erziehung beobachtete. Er glaubte endlich gefunden zu haben, was er so lange vergebens gesucht: eine Person, die in seinen teuersten Interessen vollständig mit ihm übereinstimmte, die sich ihm anzupassen verstand und der er mit vollem Vertrauen gegenüberstand. Kurz: wir verstanden uns, das machte Schüzler glücklich.» Durch den vertrauten Verkehr mit Schüzler lernte Esser den Dominikanerorden und seine Geschichte kennen, bekam er Anteil an seiner Begeisterung für den Orden, dem der hl. Thomas angehört; «und ich muß gestehen», sagt er, «daß ich es hauptsächlich Schüzler zu verdanken habe, daß sich mein Klosterberuf auf den Dominikanerorden verdichtete.» Im Herbst 1877 verließ ihn Esser, um bald darnach in Graz als P. Thomas sein Noviziat zu beginnen.

Sein Schritt weckte in Schüzler selber noch einmal das alte Verlangen nach höherer Vollkommenheit im Ordensstand, und zwar mit solcher Macht, daß er ihm nicht zu widerstehen vermochte. Anlässlich einer Unterredung, so erzählt er selber, mit einem befreundeten Ordensmanne, machte dieser zufällig «die Bemerkung, daß ich für die Jesuiten keinen Beruf hätte; aber gerade das Gegenteil hievon, daß ich nämlich mein ungebändigtes Ich durch nichts wirksamer als durch die rückhaltlose Unterwerfung unter die Compagnie ein für alle Mal Gott aufopfern könne . . . .», wurde mir anlässlich jener unschuldigen Bemerkung klar». «Die Eindrücke der letzten Jahre haben mir die Überzeugung gegeben, daß meine Stellung in Rom zwar dem Willen Gottes ganz entspreche, daß aber, um mich ganz zu befriedigen und Einheit in mein Leben zu bringen, noch etwas fehle, nämlich, daß ich meiner falschen Position den Jesuiten gegenüber, welche mir mein ganzes Leben verbittert hat, nur dadurch, daß ich wieder zu ihnen gehe, abhelfen könne; denn da mein Wiedereintritt von den Jesuiten sehr gewünscht wird, so mußte mir klar sein, daß dieses die einzige Möglichkeit sei, sie zu Freunden zu haben, was ich aus vielen Gründen wünschen muß; und ganz abgesehen davon ist nun einmal mein bisheriges Verhältnis zu den Jesuiten ein dunkler Punkt in meinem Seelenleben, eine Quelle ewiger Unruhe und fortgesetzter Bitterkeit.» Wohlwollende Freunde allerdings, die Schüzler näher kannten und wußten, daß es für ihn bei seiner Naturanlage eine Unmöglichkeit war, sich in ein gemeinsames Leben hineinzufinden, rieten ihm entschiedenst ab. Die letzte Entscheidung legte Schüzler in die Hände des Heiligen Vaters Leo XIII. «Io dico di sì», lautete sein apodiktisches Wort, unter dem Vorbehalte jedoch, daß Schüzler seinen bisherigen Platz am St. Offizio nach zurückgelegtem Noviziat wieder einnehme. Mit Bezug auf diesen Umstand konnte Schüzler sagen, es handle sich nicht darum, ein erreichtes Gut aufzugeben, sondern zu erhöhen, seiner bisherigen Wirksamkeit in den Kongregationen eine größere Bedeutung zu geben.

In dieser Hoffnung reiste Schüzler am 27. September 1878 nach Neapel (S. Mandato) ins Noviziat. Die Kämpfe und Leiden, die ein Deutscher von der Naturanlage Schüzlers, von seiner gesellschaftlichen Stellung, seinem Alter, seiner Bildung, unter jungen, meist 16-jährigen Neapolitanern, denen auch die einfachsten Kenntnisse abgingen, in der sengenden Hitze des Südens durchzumachen hatte, kann man sich leicht vorstellen. «Die durch die hiesigen Verhältnisse bedingten

Entbehrungen», schreibt er, «fallen mir nicht schwer, ja sie sind mir eine Quelle des Trostes.» «Ich bin zu allem bereit, auch sehr gerne bald zu sterben.» «Ich habe mich rückhaltlos unterworfen und das ist das ganze Geheimnis meiner Zufriedenheit.» . . . . «Die mir gewordene Gnade, alles für Gott opfern zu können, ist eine unerschöpfliche Trostesquelle, zumal in der Todesstunde, die immer näher rückt.»

In dieser Zeit erschien die Enzyklika «Aeterni Patris» (4. Aug. 1879). Daß sie Schüzler mit größter Freude erfüllte, brauchen wir nicht eigens zu sagen. Dabei aber kann er nicht umhin, seiner Verstimmung Ausdruck zu geben über «die thomistische Spielerei, die jetzt in Rom zur Modesache geworden ist. Von den jungen Leuten, die aus allen Teilen der Welt nach Rom gekommen sind, um den Papst ihrer thomistischen Gesinnungen zu versichern, werden wohl wenige, vielleicht keiner, jemals versucht haben, sich in den Englischen Lehrer zu vertiefen. Der braucht zu seinem Ruhme fürwahr solchen Schwindel nicht. . . . . Bei alledem ist der Schwindel doch nützlich. Ich wenigstens will ihn zu meinen Zwecken ausnützen.» — Nachdem das Noviziatsjahr zu Ende war, wurde Schüzler nach Marigliano bei Nola versetzt, wo der Orden vor kurzem ein altes Benediktinerinnenkloster sich erworben hatte. Im Hinblick auf seine Vergangenheit befand er sich hier in einer ganz abnormalen Lage, die ihm nur dadurch erträglich wurde, daß er sich in seiner Einsamkeit in die Studien vertiefen konnte. Namentlich arbeitete er jetzt unermüdlich an seiner *Theologia dogmatica ad mentem S. Thomae*, die er bereits in Rom begonnen hatte. Thomas Esser hat es in pietätvoller Weise im Jahre 1882 unternommen, einen Teil des Manuskriptes unter dem Titel: *Introductio in S. Theologiam dogmaticam ad mentem S. Thomae Aquinatis*<sup>1</sup> zu veröffentlichen. Sie wird allen, denen es um ein tieferes Verständnis der theologischen Grundfragen zu tun ist, unersetzlich sein. Wir verweisen hier bloß auf die große Abhandlung «De auctoritate S. Thomae»<sup>2</sup>, wo der Verf. unter anderm auch ausdrücklich redet von den Kennzeichen eines wahren und echten Schülers des Englischen Lehrers<sup>3</sup>, und zum letzten Mal seinem Anschluß an die Schule des hl. Thomas Ausdruck verleiht: «Quamvis mihi, Praeceptor Angelice, arcano Dei iudicio semperque adorando, concessum non fuerit, coniungi Tecum habitu etiam exteriori ac vitae ratione, scholae tamen Tuae ardentem desidero adnumerari.»<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Ratisbonae (Manz), xxvi-401 SS.

<sup>2</sup> SS. 222-285.

<sup>3</sup> 260 ff.

<sup>4</sup> 284. f

Aber schließlich brach er im Frühjahr 1880 physisch zusammen. Die Oberen gaben ihm Weisung, sich nach Innsbruck zu begeben, um dort an der «Zeitschrift für katholische Theologie» mitzuarbeiten. «In meinem Schicksal», schreibt er, «liegt etwas Grausames! . . . . Daß ich wieder nach Deutschland gehen und in Innsbruck an einer Zeitschrift mitarbeiten soll — dies alles scheint mir mit dem bisherigen Entwicklungsgang meines Lebens ganz unvereinbar. Dies wäre für mich ein wirklicher Rückschritt. Zudem soll diese Zeitschrift hauptsächlich gegen die nämliche Richtung ankämpfen, welche ich selber in Deutschland gepflanzt habe und die, wie ich höre, jetzt andere Vertreter hat. . . . Es scheint mir, daß meine abermalige Erscheinung in der periodischen Presse sofort einen neuen literarischen Kampf herbeiführen und mich jedenfalls in der Vollendung meines Buches verhindern würde. . . . Der Gedanke, mich zum Zeitungsschreiber zu bestimmen, ist unter allen Umständen ein Mißgriff. . . . Gott gebe mir Kraft, dieses Elend zu ertragen oder lasse mich sterben. . . . Wer hätte gedacht, daß es soweit kommen sollte. Vielleicht ist die Rettung näher als wir glauben.» Das Urteil des Arztes, das auf Herzerweiterung lautete und eine gründliche Erholung anbefahl, reifte in Schänzler den Entschluß des Austrittes<sup>1</sup>, wie seine Schwester Olga berichtet. In Rom angekommen, erbat er sich eine Audienz bei Kardinal Nina und trug diesem seine Sache vor. Von da reiste er, in Begleitung seiner Schwester, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Ems, dessen Kurgebrauch Besserung zu bringen schien. Von dort begab er sich Ende Juli in die Schweiz und machte Aufenthalte in Schönfels, Gottlieben, Gersau und schließlich in Interlaken, wo sein Zustand sich am 14. September plötzlich sehr verschlimmerte. Am 19. September erlöste ihn der Tod im Alter von nicht viel mehr als 53 Jahren: «Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn», sprach er vor sich hin, und dann rief er zwei Mal laut: «Thomas, Thomas!» Thomas war ihm während seines Lebens Führer gewesen zu Christus, er sollte ihm auch beistehen im letzten Kampfe für Christus.

Seine Leiche wurde nach Freiburg i. Br. überführt, wo sie unter einem herrlichen marmornen Standbild des hl. Thomas der Auferstehung mit Christus harret. «Qui vivens iugiter Angelici Doctoris doctrinas tum voce tum scriptis propugnavit», sagt die Inschrift. Doch noch

<sup>1</sup> Der Ausdruck bei *Hurter*, *Nomenclator literarius*, a. a. O.: «iterum in societatem Jesu receptus» bedürfte demnach wohl der Berichtigung.

ein schöneres Denkmal bildet das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Freiburg i. Br., das hauptsächlich aus dem Vermögen Schüzlers und seiner Schwester Olga erstanden ist. Seit dem Tode seines Vaters (1856) hatte ihn unablässig die Frage beschäftigt, wie er sein reiches Erbe recht nutzbringend für die Kirche verwenden könne. Um sein Vermögen zu vermehren, hatte er sich selber viele persönliche Opfer auferlegt. Er dachte anfangs an einen Kirchenbau, dann kamen verschiedene Klostergründungen in Frage. Aber schließlich konzentrierten sich seine Pläne immer mehr auf eine geistliche Erziehungsanstalt, in der talentvolle Knaben zum Priestertum herangebildet werden sollten. Die Hauptbedingung war und blieb immer, daß in dieser Anstalt die Philosophie streng im Geiste des hl. Thomas von Aquin vorgetragen werde. Es könnten auch, nach Maßgabe der Verhältnisse, strebsame junge Priester und Theologen unterstützt werden, welche sich in der thomistischen Philosophie und Theologie weiter auszubilden wünschen, oder tüchtige junge Gelehrte, die im Geiste des hl. Thomas schriftstellerisch tätig sind. « Möge », so schließt Olga am 7. Juli 1881 das Testament, « der liebe Gott meine Absichten segnen und das geplante Seminar der Diözese Freiburg zum Heile gereichen, möge es beitragen, den von meinem teuern Bruder unter heißen Kämpfen und schweren Leiden ausgestreuten Samen fruchtbringend zu machen für alle Zeiten. »

Damit schließen wir unsere einfache *Skizze* — mehr wollen diese Zeilen nicht sein — des Lebens und Wirkens Constantin von Schüzlers. Hat auch eine gewisse Unbeständigkeit und Heftigkeit des Charakters manchen störenden Mißton in dasselbe gebracht: in allen Wechselfällen ist er unwandelbar treu geblieben seiner dreifachen hochedlen Liebe zur Kirche, zur echten kirchlichen Theologie und zum hl. Thomas. Diese Liebe hat seine wahre, unsterbliche Größe begründet.

---